

Volksstimme

Anzeigenpreis: 1/4 Seite 3,75, 1/2 Seite 7,50, 3/4 Seite 11,25, 1 Seite 15, — 1/2 Seite 30, — 1/4 Seite 60, — 1/8 Seite 120, — 1 ganze Seite 240, — Foto, Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespalten, mm Seite 0,60 Zł. von außerhalb 0,80 Zł. Bei Wiederholungen Rabatt.

❖ Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens ❖

Abonnement: Vierteljährig vom 1. bis 15. 10. cr 1,65 Zł., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zł. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzstraße 6, sowie durch die Kolporteurs.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postfachkonto P. R. D., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprechanhänge: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Europa trauert um Stressemann

Tiefer Eindruck im Inn- und Auslande — Ein Verständigungspolitiker und großer Staatsmann dahingegangen — Dr. Breitscheid wahrscheinlicher Nachfolger — Die Labour-Party ehrt Stressemann — Ein schwerer Verlust für Europa

Stein auf Stein...

Am 5. und 6. Oktober treten in Lodz die Delegierten der deutschen Arbeiterklasse zusammen, um das Werk der Vereinigung zu vollenden. Zwar werden es ihrer nur etwa 100 sein, die da im Namen von etwa 800 Mitgliedern, Genossen und Genossinnen und etwa 25 000 Gewerkschaftlern, Sportlern und Sängern, Jugendlichen und Kinderfreunden, die in den Klassenorganisationen und Kulturvereinen zusammengeschlossen sind, sprechen werden. Unsere Worte richten sich weniger an die, die zusammentreten, um dem Werk die Weihe zu geben, als an die, welche infolge Not und Elend von der Teilnahme an diesem historischen Geschehen leider ausgeschlossen sind. In Lodz beginnt eine neue Epoche der deutschen Arbeiterklasse in Polen, die diese Republik nicht als ein Fremdkörper, sondern als ihren Staat betrachtet, mit dessen Schicksal sie auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Von der Geburtsstunde der deutschen Sozialdemokratie in Polen an, haben wir unserer Überzeugung Ausdruck gegeben, daß wir nur vereint mit dem polnischen Proletariat und der Arbeiterklasse aller Nationen Polens den Aufstieg erreichen können, die sozialistische polnische Republik durchführen können.

Als wir Oberschlesien durch den Völkerbundspruch 1921 einem anderen Staatswesen, der polnischen Republik, zugewiesen wurden, entgegen der klaren Selbstbestimmung des ober-schlesischen Volkes, welches sich in der Mehrheit für Deutschland entschied, haben wir nicht gezögert, diese Tatsache als für die deutsche Arbeiterklasse unabwendbar anzuerkennen und suchten nach Freunden, denen ein gleiches Schicksal befallen war. Wir fanden sie zunächst in unseren Bielefelder Freunden und wenn irgendwo eine Verständigung kinderleicht durchzuführen war, so haben wir uns in wenigen Stunden zusammengefunden. Es war eigentlich schwerer, mit unseren Unabhängigen in Oberschlesien die geschlossene Front zu vollziehen, als mit unseren Freunden der ehemals österreichischen Bruderpartei und wir glauben, daß wir bis heute, wo uns die Entwicklung weiter führt, dieses Bündnis nie zu beklagen hatten. Bald meldeten sich auch unsere Genossen aus Pommern und dem früheren polnischen Gebiet und im Juli 1922 waren wir schon eine geschlossene Partei. Anfang 1922 entstand in Lodz die Deutsche Arbeiterpartei, auf sozialistischem Boden stehend, indessen noch immer tastend und suchend, an die bürgerlichen Deutschen angeschlossen. Unser erster Parteitag gab dem festen Willen Ausdruck, keinerlei Bündnisse mit bürgerlichen Parteien einzugehen, sondern eine Internationale aller Sozialisten der polnischen Republik anzustreben, ein Werk, welches leider auch heute noch nicht vollendet ist. Wohl standen wir im harten Kampf um taktische Gegensätze mit unseren polnischen Freunden, wohl wissend, daß uns die historischen Notwendigkeiten doch zusammenführen werden. Unsere Lodzer Freunde haben nie versäumt, zu betonen, daß wir eins sind, aber seit 1925 pflegten wir ununterbrochene Verhandlungen, hinter die jetzt in Lodz der Schlüsselstein gesetzt wird. Am meisten fanden wir noch im jüdischen „Bund“ für unsere Bestrebungen Unterstützung und heute bilden wir mit ihm und der P. P. S. die kleine Internationale in Polen.

Es hat wenig Sinn, geschichtliche Tatsachen zu wiederholen. Lodz ist ja schließlich nur eine Etappe und das Werk ist doch noch nicht geschlossen. Unsere Genossen aus Pommern und Posen trennten sich zeitweise von uns, weil sie es in ihrem eigenen Interesse für zweckmäßig hielten, mit den bürgerlichen Deutschen eine Einheitsfront zu bilden. Wir, die wir diese Politik nie mitmachen werden, konnten es nicht dulden, daß innerhalb der deutschen proletarischen Bewegung zweierlei Richtungen bestehen und so sehr uns auch die Trennung schmerzt, sie muß überwunden werden im Interesse der Reinheit proletarischen Willens. Auch für sie wird einst der Tag kommen, wo sie anerkennen werden, daß es mit bürgerlichen Elementen, mögen sie auch nationale Belange umschließen, nie eine Befreiung der Arbeiterklasse geben kann. Und gerade in dieser historischen Stunde rufen wir ihnen zu: Bekannt den Irrtum, löst euch von einer Bindung, die nie der Arbeiterklasse einen Vorteil bringen kann!

Der Vereinigungsparteitag tritt zusammen in einem Moment, wo Polens Demokratie gefährdet ist, das Land in einer nicht zu entwirrenden Krise steht. Ein Häuflein Menschen glaubt mit diktatorischen Mitteln das Schicksal eines Volkes zu bestimmen, welches in fast hundertjähriger Unterdrückung seine Freiheit wieder erlangt hat, weil der Geist der Demokratie ihr die Quelle des Wiederaufstiegs gesichert hat. Und auch die heutigen Mächte werden per-

Wie der Tod eintrat

Berlin. Die „B.Z.“ berichtet über die letzten Stunden vor dem Ableben Dr. Stressemanns folgendes: Etwa um 10 Uhr abends wollte Dr. Stressemann sich für die Nacht zurechtmachen, um möglichst früh einzuschlafen und für die Konferenz der Ministerpräsidenten frisch zu sein. Die Schwester, die sich ständig im Schlafzimmer aufhielt, um den leisesten Anzeichen eines schlechteren Befindens zur Hand zu sein, reichte ihm Mundwasser und Zahnbürste. Dr. Stressemann war gerade damit beschäftigt, sich die Zähne zu putzen, als sich sein Gesichtsausdruck plötzlich verzerrte. Er ließ die Zahnbürste fallen, griff mit der Rechten in die Luft, machte einige Bewegungen, versuchte zu sprechen, vermochte aber kaum zu lassen und fiel rückwärts auf die Kissen zurück.

Die alarmierten Familienangehörigen riefen sofort Professor Dr. Kraus und Professor Dr. Zondek ins Haus. Als die beiden Ärzte eintrafen, stellten sie einen Schlaganfall fest. Dr. Stressemann war ohne Bewußtsein und röchelte schwer, die eine Seite war völlig gelähmt. Trotzdem waren die Ärzte der Auffassung, daß eine unmittelbare Lebensgefahr nicht bestehe, wenn sie auch den Angehörigen keinen Hehl daraus machten, daß der Zustand Dr. Stressemanns äußerst ernst und daß der Reichsaussenminister dem Sichteum verfallen sei, selbst wenn es gelingen sollte, sein Leben auf einige Zeit zu erhalten.

Professor Dr. Kraus und Professor Dr. Zondek verließen die Villa des Außenministers kurz nach Mitternacht. Ein Arzt übernahm mit der Schwester den Nachtdienst beim Kranken. Dr. Stressemann lag fast die ganze Nacht über bewußtlos und röchelnd im Bett. Kurz nach 5 1/2 Uhr hörte das Röcheln auf und der Arzt mußte feststellen, daß der Tod eingetreten war, anscheinend infolge eines zweiten Schlaganfalls. Dr. Stressemann hat wenigstens nicht lange gelitten, denn er war seit dem ersten Anfall ohne Bewußtsein.

Staatsbegräbnis für Dr. Stressemann am Sonntag

Berlin. Aus Anlaß des Hinscheidens des Reichsaussenministers Dr. Stressemann trat Freitag nachmittag das Reichskabinett unter dem Vorsitz des Reichskanzlers zu einer Trauerfeier zusammen. Der Reichskanzler gedachte dabei erneut in warm empfundenen Worten des Dahingegangenen und würdigte sein Wirken für Reich und Volk. Staatssekretär von Schubert gab der tiefen Trauer Ausdruck, die das Auswärtige Amt und seine Beamtenschaft über den Verlust ihres unvergeßlichen Chefs erfüllt.

Im Anschluß hieran beschloß das Reichskabinett auf Antrag des Reichsinnenministers das Staatsbegräbnis, das im Einvernehmen mit der Familie am Sonntag vormittag stattfindet.

Um die Nachfolge

Berlin. Über die Nachfolge des soeben erst verstorbenen Reichsaussenministers, der sein Amt sechs Jahre lang und zuletzt trotz seines besorgniserregenden Gesundheitszustandes verwaltet hat, kann man noch keine Voraussagen machen. In maßgebenden Kreisen wird jedoch als Nachfolger der Name Dr. Breitscheid genannt. Man ist dort der Ansicht, daß an dem gegenwärtigen Koalitionszustand so wenig wie möglich

schwinden und einem Regime Platz machen müssen, welches in der Arbeiterklasse seinen stärksten Ausdruck findet. Wir Deutschen, wir Proleten, wollen in Lodz die Waffen schmieden, um gemeinsam mit dem Proletariat Polens die Befreiungstunde herbeizuführen. Das Werk wird gelingen, so sicher, wie der Zirkismus und der Monarchismus überwunden worden sind.

Wohl ist der Vereinigungsakt das schönste Symbol der Tage von Lodz, aber weit bedeutsamer sind die Punkte, die sich mit der Organisation befassen werden. Auch die Beratung des Parteiprogramms steht auf der Tagesordnung, für welches Genosse Dr. Glucksmann in mühevoller Arbeit die Plattform geschaffen hat. Das Programm wird seinen Abschluß wohl kaum schon in Lodz erleben, die kommenden Parteitage werden sich mit ihm noch zu beschäftigen haben. Der wichtigste Punkt dürfte wohl das politische Referat sein, welches unsere Richtlinien für die Tagespolitik festlegt. Weit bedeutender sind aber die nationalen Forderungen, die eben Bestandteil unserer Tagespolitik sind. Hier gehen die Meinungen wohl am weitesten auseinander, wenn auch das Ziel, die nationalkulturelle Autonomie, das Grundideal ist. Aber wir müssen auch die Kräfte abzuschwächen wissen, inwieweit wir gesteckte Ziele erreichen können. Wir haben eine Vergangenheit hinter uns und müssen davor warnen, Forderungen zu erheben, die nicht verwirklicht werden können.



Dr. Stressemann

geändert werden sollte, und daß für den Fall einer Kandidatur Breitscheids das Reichsfinanzministerium, das ohnehin in der letzten Zeit vielfach einer starken Kritik unterzogen wurde, durch die Volkspartei befehligt werden könne. Wie sich die übrigen Koalitionsparteien zu einem derartigen Vorschlag stellen würden, läßt sich natürlich authentisch im Augenblick noch nicht sagen. Es sei jedoch daran erinnert, daß schon früher als mutmaßlicher Nachfolger Stressemanns für den Fall, daß dieser sich zurückziehen würde, der Parteivorsitzende des Zentrums, Prälat Kaas, vielfach genannt worden ist.

Der erste Eindruck in New York

New York. Die Nachricht vom Tode des Reichsaussenministers Dr. Stressemann verbreitete sich hier trotz der frühen Morgenstunden sehr rasch. Die Blätter geben Extraausgaben heraus. In allen amtlichen Kreisen hat die Todesnachricht großes Bedauern ausgelöst.

Moskaus Beileid

Moskau. Wie aus Moskau gemeldet wird, übermittelte der stellvertretende Außenminister Litwinow dem deutschen Botschafter in Moskau, von Dirschen, aus Anlaß des Todes Dr. Stressemanns das Beileid der Sowjetregierung. Außerdem wurde dem russischen Botschafter in Berlin die Anweisung erteilt, der Reichsregierung das Beileid der Sowjetregierung auszusprechen.

Bei der Betonung unserer revolutionären Vergangenheit dürfen wir die Gegenwart nicht vergessen. Und diese prägt unserer Politik die Merkmale auf. Aber auch hier sei mit Nachdruck betont, daß es für uns kein Zusammengehen mit bürgerlichen Parteien gibt. Die Delegierten übernehmen eine große Verantwortung. Aber in uns allen lebt der freudige Geist, daß endlich nach Jahren der Zusammenbruch vollzogen wird. Lodz wird in Zukunft der Vorort der Partei sein. Die Lodzer Genossen übernehmen die Verantwortung für das Wohl und Gedeihen der Partei. Die deutsche Arbeiterklasse, gewohnt, in harter Arbeit ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, will sich nicht auf freudigen Ereignissen ausruhen, sondern betrachtet dieses Vereinigungswerk als einen weiteren Baustein zur großen sozialistischen Internationale. Sieben Jahre Eigenleben in getrennten Organisationen sind hinter uns, nachdem das graue Schicksal uns von unseren Mutterorganisationen geschieden hat. Wir haben diese Trennung schmerzhaft empfunden, aber nie verzweifelt, wir sind in der großen sozialistischen Idee, die nicht auf Grenzen sieht, sondern das Befreiungswerk der Arbeiterklasse aller Länder zu vollziehen hat. Und darum rufen wir dem Vereinigungsparteitag ein herzliches „Glück auf“ entgegen, mögen seine Arbeiten von gutem Erfolg begleitet sein!

Dr. Gustav Stresemann gestorben

Ein Mann von ungeheurer Willenskraft und unbeugbarer Energie im Streben nach Deutschlands Wiederaufstieg ist in Gustav Stresemann dahingegangen. Seit zwei Jahren eigentlich ein lebender Leichnam, hat er sein Leztes hingegeben, um ein Werk zu vollenden, welches er in Deutschlands schwerster Zeit übernommen hat. Er hat den Schlüsselpunkt für die Befriedigung Europas im Haag gelegt, noch einmal den Mahnruf für die Lösung der Minderheitenfrage in Genf erschallen lassen, bis nun der allgewaltige Tod seinen Mund für immer schloß. Sein Ableben kann nicht überraschen, man mußte täglich damit rechnen, daß sich die Natur härter erweisen würde als die Willenskraft dieses deutschen Außenministers. Und wer weiß, ob nicht die letzten Verhandlungen am Mittwoch, sowohl im Kreise seiner Parteifreunde, als auch die Auseinandersetzungen mit dem Reichsführer seinen Abschied noch beschleunigt haben.

Dr. Stresemann war der typische Vertreter des deutschen Industrialismus, aber von weitem Gesichtsfeld als die Spießer, die ihn ewig verfolgt haben. Politisch stand er eigentlich denen um Hugenberg weit näher als der Völkerei, die die Außenpolitik des Deutschen Reiches bestimmten. Aber er sah ein, daß Deutschlands Aufstieg aufs engste mit der Verständigung mit den Siegern von gestern verbunden war. Es wäre verfehlt, von diesem Vertreter der deutschen Bourgeoisie zu verlangen, daß er die aufstrebende Arbeiterschaft verstand. Er sah aber in ihr einen Faktor in der internationalen Politik und sah auch, daß nicht der Ruhm der Arbeiterklasse, aber die Hinterhältigkeiten der deutschen Rührindustriellen den Zusammenbruch herbeigeführt haben. Während sie Millionen und Abermillionen für ihre „Opfer“ vom Reich erhielten und bereits mit dem „Erbfeind“ Fühlung nahmen, um gegen den Abbruch des Völkerbundes und das Mitbestimmungsrecht der Arbeiterschaft zu protestieren, forderten sie verstärkt Abwehr von der Arbeiterschaft, die sie vor französischen Generalen längst verraten hatten. Eine solche Situation fand Stresemann vor, als er in die Entwicklung der deutschen Nachkriegspolitik eintrat. Sein Werk ist Deutschlands Beitritt zum Völkerbund, der Abschluß des Locarnopactes, die internationale Sachverständigenkonferenz, die zum Youngplan führte, und schließlich die Haager Konferenz, die sein Lebenswerk beendete. Gewiß, er folgte nur einer Linie, die die Sozialisten bereits 1922 aufgestellt haben, aber er hatte die moralische Kraft, einer Welt von Gegnern zu trotzen, um das durchzuführen, was er im Interesse Deutschlands für notwendig erkannte.

Mit den internationalen Verhandlungen wuchs Stresemanns Größe und Bedeutung und ohne Zweifel wird sein Ableben eine Erschütterung und tiefe Trauer auch im Auslande hervorrufen. Denn nicht Deutschland allein stand bei den jeweiligen Verhandlungen auf dem Spiel, Stresemanns Ziel war Europa, wenn er auch von den phantastischen Plänen eines Briands abwich. Verständig war die Parole seiner Politik, aber auch genügend Rücksicht, um deutsche Belange allzeit zu wahren. Stresemanns Politik ist das Schicksal Deutschlands, die Befriedigung Europas und selbst die Gegner bis weit nach links werden anerkennen, daß er bewußt den Aufstieg wollte. Er hatte wohl die schärfsten Gegner im Lager seiner Klassengenossen und wohl die heftigsten in der eigenen Partei, die ihn oft im Stich ließ. Von unseren Rechtskonservativen um Hugenberg, denen eigentlich der ehem. nationallib. Abgeordnete am nächsten stand, zu schweigen, denn diese wollten ihn durch ein Volksbegehren vor den Staatsgerichtshof als Hochverräter stellen. Sein Tod wird ihn mit seinen Gegnern bestimmt nicht ausöhnen, aber Deutschland hat einen Mann verloren, der auf seinem Posten schwer zu ersetzen sein wird. Wenn die Kräfte der Koalition am Mittwoch mühselig verkleistert worden ist, dann war es Stresemanns letztes Werk. Wir ehren den Toten, nie verleugnend, daß er einer anderen Welt, anderen Zielen nachstrebte, angehörte. Und doch läßt sein Schicksal auch uns schwere Sorgen erblicken für die Zukunft unserer deutschen Brüder.

Stresemanns Lebensgang ist mit allen Phasen der deutschen Politik verbunden. Am 10. Mai 1872 in Berlin geboren, studierte er Geschichte und Literatur in Leipzig, war dann Syndikus des Verbandes sächsischer Industrieller, später Vorstandsmitglied des deutsch-amerikanischen Wirtschaftsverbandes, Stadtverordneter in Dresden und seit 1907 Reichstagsabgeordneter der Nationalliberalen Partei. Nach dem Zusammenbruch schwärmte er einige Zeit für den Wiederaufbau der Monarchie, wurde 1923 nach dem Bantrot des Kabinetts Runo Reichsführer, übernahm im November 1923 im Ministerium Marz das Außenamt, welches er bis zu seinem Tode inne hatte. Als Minister legte er ein Bekenntnis zur Republik ab und blieb ihr ein treuer, voller Aufopferung würdiger Diener. Im Dienste Deutschlands holte er sich seine Leiden, die ihn eigentlich seit Jahren nicht mehr verließen und die zeitweiligen Ruhepausen schafften wohl zeitweilige Erholung, vernichteten ihn aber nie seine Gesundheit wiederzugeben.

Die Minderheiten Europas verlieren in Stresemann einen ihrer besten Sachwalter, einen Mann, der widerholt den Mut hatte vor dem Völkerbund dieses Problem zu behandeln und um dessen Willen einmal in Lugano das Temperament mit dem Diplomaten durchging. Er verläßt Deutschland in einer Stunde, wo sein Wiederaufstieg gesichert ist, allerdings sollte er sein Hauptwerk, die Befriedigung deutschen Gebiets vom Feind nicht mehr erleben, wenn es ihm auch vergönnt war, den ersten Abzug englischer und französischer Truppen noch zu sehen. Aber sein Verständigungswille hat gezeigt, welchen Weg die deutsche Außenpolitik einschlagen muß, wenn sie von Erfolg begleitet sein will. Mit Deutschland trauert das Auslandsdeutschtum in ganz Europa und in der internationalen Diplomatie hinterläßt er eine Lücke, die schwer auszufüllen sein wird.

So will es das deutsche Wesen, daß zwar die menschlichen Überreste noch nicht der allgütigen Mutter Erde überantwortet sind und schon erhebt sich ein Streik um sein Erbe. Wird es ein Zentrumsmann oder wird es ein Sozialist, der die Leitung der deutschen Außenpolitik übernimmt? Wir erinnern an die Kritik, die mit Vorbehalt an Stresemanns Außenkurs durch das Zentrum geübt worden ist, aber jetzt, da es um die Erbschaft geht, möchte man gern zugehen, daß nur diese Stresemannsche Politik allein möglich ist. An der Sozialdemokratie liegt es jetzt, zu zeigen, daß sie ihr Werk, welches Stresemann eigentlich betrieß, in ihre eigenen Hände übernimmt. Zum Wohle Europas und in Gemeinschaft mit der englischen Arbeiterregierung zur Verständigung im Westen und im Osten.

Die dänische Abrüstungsvorlage im Folkething

Kopenhagen. Der dänische Verteidigungsminister brachte in der Donnerstagssitzung des Folkething die von der Regierung bereits bei ihrem Amtsantritt angekündigte Abrüstungsvorlage über die Umwidmung von Meer und Flotte zu einem Waffenthorps und einer Staatsmarine ein, die dazu bestimmt sein sollen, Dänemark Neutralität und Völkerbundsaufgaben in Übereinstimmung mit den völkerrechtlichen Abmachungen wahrzunehmen. Die Vorlage sieht u. a. die Niederlegung der bestehenden Festungsanlagen und die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht vor.

Was geht in der Pariser Gowjetbotschaft vor?

Flucht des Pariser Gowjetgeschäftsträgers aus der Botschaft

Paris. Der Botschafter der russischen Botschaft in Paris, Bessedowsky, hatte auf dem neutralen Boden der russischen Botschaft ein Erlebnis mit seinen Landsleuten, das lebhaft an die angeblichen mysteriösen Vorgänge in der Berliner russischen Botschaft erinnert. Der Vorfall spielte sich nach dem „Matin“ folgendermaßen ab: „Bessedowsky, der 3. Botschafter der russischen Botschaft in Paris, befand sich bereits seit einiger Zeit in scharfem Gegensatz zu seinen Moskauer Vorgesetzten, da er deren Außenpolitik nicht billigte. Am Mittwoch nachmittag ersuchte Bessedowsky auf dem Polizeikommissariat und erzählte aufgeregt, er habe die Moskauer Regierung um Urlaub gebeten; bevor jedoch eine Antwort eingetroffen sei, habe der Vertreter der Tscheka, Kusenmann, sein Zimmer betreten und ihn aufgefordert, sich zu verteidigen. Die sehr er-

regte Unterhaltung habe mit der Äußerung Bessedowskys geendet, er denke nicht daran, der Aufforderung der Moskauer Regierung nachzukommen und sich zu seiner Verteidigung nach Moskau zu begeben. Als er kurz darauf das Gebäude der Botschaft habe verlassen wollen, sei er auf Befehl des Herrn Kusenmann von dem Portier am Hinausgehen mit vorgehaltenem Revolver gehindert worden. Mit großer Anstrengung sei es ihm gelungen, über die Botschaftsmauer in das benachbarte Grundstück zu entfliehen.

Nachdem Bessedowsky auf die Exterritorialität für seine Gattin und seine Tochter verzichtet hatte, gelang es der Pariser Polizei, die beiden Damen aus der Botschaft zu befreien.

Die Nachfolger?



Dr. Breitscheid

Fraktionsvorsitzender der Sozialdemokratischen Partei.



Prälat Dr. Kaas

Vorsitzender des Gesamtverbandes der Zentrumsparthei.

Trauer in Genf

Genf. Die Nachricht vom dem plötzlichen Tode Dr. Stresemanns verbreitete sich in den Büros des internationalen Arbeitsamtes und der beim Völkerbund beglaubigten Abordnungen rasch und rief überall die größte Teilnahme hervor. Man kann sagen, daß seit Bestehen des Völkerbundes noch keine Todesnachricht eines Staatsmannes hier mit gleicher Trauer aufgenommen worden ist. Man empfindet den Tod Dr. Stresemanns als einen überaus schweren Verlust für Deutschland, aber auch für die ganze Welt. Man hofft nur, daß es gelingen möge, ihn wenigstens einigermaßen zu ersetzen und seinen Geist in der Leitung der deutschen Außenpolitik zu erhalten. Den deutschen Beamten im Völkerbundssekretariat und internationalen Arbeitsamt wird von ihren Kollegen dauernd persönlich das Beileid ausgesprochen. Der Generalsekretär des Völkerbundes und der Direktor des internationalen Arbeitsamtes haben dem Reichsführer bereits tiefgefühlte Beileidstelegramme übersandt.

Briands Beileid

Paris. Der französische Ministerpräsident Briand traf am Donnerstag vormittag kurz nach 10 Uhr in der deutschen Botschaft ein, um dem deutschen Geschäftsträger, Botschafter von Rieth, — Botschafter von Hoersch weilt im Urlaub — tief erschütterter seinen Beileidsbesuch abzustatten und ihn zu bitten, auch der Reichsregierung sein Beileid auszusprechen.

Die Nachricht vom Ableben Stresemanns wurde in Paris an den amtlichen Stellen um 8.30 Uhr bekannt und erregte überall außerordentliche Ueberraschung. Wenn auch bekannt war, daß Stresemann seit langem schwer leidend sei, so war man doch gewohnt mit ihm als dem maßgebenden Faktor der deutschen Politik zu rechnen und ihn auch für die noch bevorstehenden Verhandlungen als Außenminister im Amt anzusehen. Die deutsch-französische Verständigungspolitik der letzten Jahre war so ausgesprochen auf die Namen Stresemann und Briand eingestellt, daß diese beiden Namen nicht nur für Deutschland, sondern auch für Frankreich die Träger der politischen Beziehungen der beiden Nachbarstaaten waren.

Paris zum Tode Stresemanns

Paris. Der Tod Dr. Stresemanns wird von der französischen Abendpresse in einem Umfange gewürdigt, wie das nur selten einem ausländischen Staatsmann zuteil geworden ist. Die Anschauungen über seine Persönlichkeit und über die von ihm verfolgte Politik gehen weit auseinander, doch sind sich alle Blätter darin einig, daß Stresemanns Verschwinden von der politischen Bildfläche einen großen Verlust für die europäische Politik und vor allem für die deutsch-französische Beziehungen bedeute.

Weitere Beileidskundgebungen zum Tode Dr. Stresemanns

Berlin. Unter den zahlreichen Beileidskundgebungen, die die Reichsregierung anlässlich des plötzlichen Hinscheidens des Reichsaussenministers Dr. Stresemann erhalten hat, befinden sich u. a. Telegramme des früheren englischen Ministerpräsidenten Baldwin, des Doyen des diplomatischen Korps in Berlin, Nuntius Pacelli, des belgischen Gesandten in Berlin, des griechischen Ministerpräsidenten Venizelos, der sich auf der Reise nach Griechenland befindet, des stellvertretenden Außenkommissars der Sowjetunion, Litwinow, der dänischen Regierung, des Präsidenten des Landrates des Saargebietes, des Präsidenten des deutschen evangelischen Kirchenausschusses D. Dr. Kapler und der Bürgermeister der Städte Berlin, Saarlouis, Düsseldorf.

Der Eindruck in Wien

Wien. Die Nachricht vom dem plötzlichen Tode des deutschen Reichsaussenministers verbreitete sich in Wien mit großer Schnelligkeit. Sie war Gegenstand des Tagesgesprächs. In Extraausgaben wurde die Meldung von dem Tode in den Vormittagsstunden verbreitet. Die Deutsche Gesandtschaft hat sofort nach Bekanntwerden der Todesnachricht die Reichsflagge auf Halbmast gesetzt. Im Empfangsalon der Gesandtschaft wurden Kondolenzbogen ausgelegt. Unter den ersten, die ihren Kondolenzbesuch an der Deutschen Gesandtschaft abstatteten, war Bundeskanzler Schöber, der in Begleitung des Generalsekretärs Peter dort erschien und sein Beileid aussprach. Der deutsche Gesandte, Graf Verchenfeld, sagte einem Mitarbeiter eines Mittagsblattes, daß der Tod dieses Mannes einen außerordentlichen Verlust für das Reich bedeute. Stresemann war trotz seiner erschütterten Gesundheit im Dienste des Reiches aufgegangen. Er habe für Verständigung und Konsolidierung, für Wiederherstellung des Ansehens Deutschlands in aller Welt gearbeitet.

Das Beileid der englischen Regierung

London. Die britische Regierung hat anlässlich des Ablebens des deutschen Reichsaussenministers ein Beileidstelegramm geschickt, ferner sandten zahlreiche amtierende und frühere Minister persönliche Beileidsbezeugungen. In dem Telegramm Henderson heißt es: „Herr Stresemann war der wesentlichste Faktor in der Arbeit zur Befestigung des Friedens der letzten Jahre und sein Beispiel wird in der Geschichte immer bestanden haben und denen als Ermahnung dienen, die den Wunsch haben, das angefangene Werk zu vollenden. Persönlich empfinde ich einen großen persönlichen Verlust und werde immer der glücklichen Zusammenarbeit mit Dr. Stresemann im Haag und Genf eingedenkt sein.“

Trauerkundgebung des Labourparteitages

London. Der Tod Dr. Stresemanns findet in allen Kreisen des öffentlichen Lebens Englands starke Anteilnahme. Dr. Stresemann war der in England am besten bekannte deutsche Staatsmann. Seit Beginn der engeren Zusammenarbeit zwischen ihm und dem früheren Außenminister Chamberlain wurde die Politik des verstorbenen Reichsaussenministers mit wachsendem Interesse verfolgt und die Untergrabung seiner Gesundheit in den letzten Jahren ist kaum irgendwo mit stärkerer Beforgnis verfolgt worden, als in England. Die politische Einstellung spielte dabei kaum eine Rolle und wenn immer in Deutschland eine innerpolitische Krise eintrat, war die Beforgnis der Konventionen, Liberalen und Arbeiterpartei gleich groß, daß hierdurch die Arbeit Stresemanns ein Ende finden könnte. Diese außerordentliche Schätzung führte auch dazu, daß man seinen Namen in oft zu weit gehender Weise mit der Richtung des inneren Kurses in Deutschland verknüpfte.

Die erste amtliche Beileidskundgebung war dem arbeiterteilischen Parteitag in Brighton vorbehalten. Unmittelbar nach Eröffnung der Sitzung nahm der Präsident, Transportminister Harrison, das Wort, machte Mitteilung von dem Ableben des deutschen Außenministers und erklärte, daß Dr. Stresemann nach Unterzeichnung des Versailler Vertrages, anstatt dem Gedanken der Revanche nachzugehen, in loyaler Weise mit den anderen Ländern zusammenarbeitete und so die Grundlage für einen ständigen Frieden zwischen den Nationen der Welt legte. Außenminister Henderson gab dem Beileid der britischen Regierung in folgenden Worten Ausdruck:

„Wir werden den Mut und die Geduld nicht schnell vergessen, mit denen der Verstorbene für den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, für jene Politik, die wir nach dem Namen Locarno benennen und für die allgemeine Weltabrüstung eintrat.“

Auf Ersuchen des Vorsitzenden des Parteitages erhoben sich die Teilnehmer zu mehrminütigem erstem Gedenken des verstorbenen deutschen Staatsmannes.

Die polnische Presse zum Ableben Stresemanns

Warschau. Die Nachricht vom dem Tode des Reichsaussenministers Dr. Stresemann hat auch in der Warschauer Abendpresse besonders bei der Regierungspartei starken Widerhall gefunden. Der „Przeglad Wierzorny“ betont, der Tod Stresemanns bedeute für Deutschland zweifellos einen schweren Verlust, da es nicht sehr reich an hervorragenden politischen Persönlichkeiten sei. Dr. Stresemann sei im Auslande, besonders aber in Genf, beinahe populärer gewesen als in seinem Vaterland. Das oppositionelle „A. B. C.“ befleißigt sich bei der Besprechung der außenpolitischen Rolle Dr. Stresemanns einer wenig günstigen Haltung. Er sei eine ausgesprochene Kompromissnatur und dabei weder schöpferisch veranlagt, noch ein Politiker von großem Format gewesen. Andererseits habe er jedoch über viel Schläueit und Geschicklichkeit verfügt. Diese habe er dazu benutzt, um sowohl die europäischen Staatsmänner fortgesetzt mit der erregten Stimmung der deutschen Parteien zu sprechen, wie umgekehrt die außenpolitische Lage und die europäischen Beziehungen innerpolitisch auszuspielen. Obgleich der verstorbene Außenminister vor zwei Jahren einen Friedenspreis erhalten habe, sei er im Grunde doch ein typischer Deutscher der Vorkriegs- und Kriegszeit gewesen, der nur seine Taktik geändert habe. Eine Veränderung in der Richtung der deutschen Außenpolitik sei nach dem Tode Dr. Stresemanns nicht zu erwarten.

Zum Vereinigungs-Parteitag

Unsere nationalen Forderungen

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Goethe.

In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit,
das heißt, die Wirklichkeit und
Macht, die Diesseitigkeit seines Denkens
beweisen.

Marx.

Der Vereinigungsparteitag wird sich auch in einem seiner Punkte mit unseren nationalen Forderungen beschäftigen. Nationale Forderungen an den Staat bei den Sozialisten, welche Empörung muß das bei unseren deutschen Spießbürgern hervorrufen, die ja die Verteidigung nationaler Interessen als ihr Erbgut betrachten, solange man dies mit geschäftlichen und gesellschaftlichen Interessen vereinbaren kann. Wir Sozialisten, die Erben der deutschen Klassiker, fußen auch heute noch auf der Grundausfassung des Marxismus, der angeblich die „Vaterländer“ verabscheut und einem unbegreiflichen Internationalismus Raum schaffen will. Das Proletariat hat kein Vaterland, wird man uns entgegenrufen, denn im „Kommunistischen Manifest“ steht es ja schwarz auf weiß und nun kommen wir deutschen Sozialisten in Polen und sprechen von nationalen Forderungen, zum Entsetzen aller deutschen Spießer. Ja, wohl, der Arbeiter hat kein Vaterland in dieser kapitalistischen Gesellschaftsordnung, sein Vaterland muß er erst aufbauen. Die Vaterländer, die man ihm heute aufzeigt, das ist wohl ein Stück Erde, auf welcher er lebt, aber die Ausbeuter, die dieses Stück Erde beherrschen, sind alles andere, nur keine Patrioten, die ein Recht darauf erheben dürfen, von einem Vaterland zu sprechen, dessen Erd- und Bodenschätze sie längst für wertvolle Anleihen an das Finanzkapital der verschiedensten Länder vergeben haben, während die arbeitenden Schichten das Vergnügen haben, nicht nur die Zinsen zu erarbeiten, sondern auch noch dem Nationalismus seinen Tribut zu zollen. Unser Vaterland ist ein ganz anderes, ein Vaterland, wo die Grenzen fallen und die Unterschiede in der Gesellschaft aufgehoben sind, die Freiheit nicht nur, ein Begriff, sondern Wirklichkeit ist. Von solchen Vaterländern sprach einst Jean Jaures als den „schwingenden Saiten an der Lyra der Menschheit“.

Wären die Grundsätze, die Verfassungen, nicht Machtfragen, so brauchen wir heute im Jahrhundert der „Kultur und des Fortschritts“ nicht mehr nationale Forderungen zu erheben. Die polnische Verfassung spricht zum Beispiel in schönen Worten von der Gleichheit aller Bürger, ohne Unterschied der Sprache, der Religion und der Konfession. Aber in der Praxis sehen wir das Streben nach Assimilierung aller sogenannten Fremdkörper in diesem Staate, der sogenannten nationalen Minderheiten, die wirklich daran unschuldig sind, daß sie infolge der imperialistischen Friedensverträge diesem Staat zugeteilt worden sind. Und es gibt auch politische Parteien in diesem Staat, die es ablehnen, über eine Verfassungsreform zu sprechen, weil zu diesen Besprechungen auch die Deutschen und die Juden eingeladen worden sind. Nur die polnischen Sozialisten haben in aller Klarheit ausgesprochen, daß sie auf der Lösung der Frage der Minderheiten bestehen, sie zu einem Programmpunkt erklären, während die anderen polnischen Parteien es bei Verprechungen bewenden lassen, sich je nach der politischen Konjunktur, wie man die nationalen Minderheiten für den Staat gebrauchen kann, orientieren.

Für uns deutsche Bürger im polnischen Staat ist die nationale Frage verschiedenes geregelt, aber nicht gelöst. Es braucht wohl in diesem Zusammenhang nicht auf die Polonisierungsbemühungen hingedeutet zu werden. Am besten schneiden wir Oberschlesien ab, weil wir durch die Genfer Konvention einen besonderen Schutz besitzen, aber auch dieser ist in Wirklichkeit nur ein Fetzen Papier, ganz abhängig in der Erfüllung vom Willen der Wojewodschastsbehörden, die sich wiederum bezüglich der Ausführung der wohlwollenden Duldung der Warschauer Regierung erfreuen. Die Rechte der nationalen Minderheiten sind fernerhin durch bestimmte Artikel der Friedensverträge „garantiert“ und nehmen sich auf dem Papier sehr schön aus. Die Praxis lehrt uns etwas ganz anderes, das rückhaltlose Streben nach Aufsaugung der Minderheiten. Es ist ein Prozeß, gegen den man sich vergeblich stemmen wird, wenn die national-kulturellen Forderungen der Minderheiten nicht durch gesetzliche Maßnahmen geregelt werden. Und nach diesen gesetzlichen Regelungen strebt die Deutsche Sozialistische Arbeiterpartei in Polen.

Wir können wohl die landläufigen Behauptungen der deutschen bürgerlichen Parteien übergehen, als wenn wir deutsche Sozialisten keine einwandfreien Deutschen wären. Wir wollen unser Deutschtum nicht als nationalistische Phrase hinausposaunen, sondern es in der deutschen Arbeiterklasse verankern. Und wir sind so frei, zu unterstreichen, daß wir ein Deutschtum vertreten, welches uns niemand rauben kann. Wir sind uns dessen bewußt, daß dieses Deutschtum deutscher Schulen für seinen Nachwuchs bedarf, und daß wir hierzu ein verbrieftes Recht haben. Aber leider sind wir nicht an der Macht, und das Recht muß erkämpft werden, wenn man sich seines Besitzes erfreuen will. Und dieses Recht auf die deutsche Schule oder Minderheitsschule, wie sie benannt wird, wird uns durch die verschiedensten Mittel streitig gemacht. Die polnische These geht dahin, zu behaupten, daß es eigentlich in Oberschlesien keine Deutschen, mit Ausnahme der Einwanderer, gibt, daß die hiesigen Deutschen nur germanisierte Polen sind. Man will infolge der Gemischtsprachigkeit kein Recht auf die Minderheitsschule anerkennen und glaubt durch deren Nichterrichtung oder Beseitigung den umgekehrten Weg gehen zu müssen und nun die Kinder, deren Eltern

sich zum Deutschtum bekennen, durch die Schule und durch den täglichen Umgang zu polonisieren oder wie man dies so schön sagt, der Mutter Polen wieder zuzuführen. Die Genfer Konvention sagt für die Oberschlesier zum Beispiel in aller Klarheit, daß die Eltern das ausschließliche Recht haben, ihre Kinder in die Schule zu schicken, in welche sie wollen. Das heißt, daß selbst polnische Eltern ihre Kinder in die deutsche Schule schicken können. Wer wirklich Deutscher ist, der wird dieser These nicht beipflichten können, was wir aber fordern, das ist, daß die Kinder deutscher Eltern der Minderheitsschule zugeführt werden müssen. Dies wäre ohne weiteres möglich, wenn wir die kulturell-nationale Autonomie hätten, nach welcher jeder seine Nationalität einmal bestimmt und dann im Rahmen dieser Autonomie seine kulturellen und nationalen Bestrebungen fördern kann. Diese Autonomie wird nun von allen polnischen Parteien für die Deutschen, mit Ausnahme der P. P. S., abgelehnt. Wir halten an der deutschen Schule fest, geben uns aber darüber Klarheit, daß wir sie auf die bisherige

Die Partei

An Ferdinand Freiligrath.

Du drückst den Kranz aus eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche Dirne
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß.
Ich will ihm den Zypressenfranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebart!
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder Frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Sieh hin! Dein Volk will neue Bahnen wandeln!
Nur des Signales harret ein stattlich Heer,
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spiel Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
Und führt ein Fährlein ewiger Gedanken
Zur starken, stolzen Fahne der Partei!

Das Gesteir ist wie eine welcke Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —
Begrabt's mit seiner Schmach und seinem Ruhme
Und weht nicht länger an dem Leichentuch!
Dem Leben gilt's ein Lebehoch zu singen,
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei,
Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit, auf dem Altar der Partei!

O stellt sie ein, die ungerechte Klage,
Wenn Ihr die Angst so mancher Seele schaut,
Es ist das Bangen vor dem Hochzeitstage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen allerorten sich die Erben
Ans Krankenlager unserer Zeit hernei.
Laßt, Dichter, laßt auch Ihr den Kranken sterben,
Für Eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken zielt Euch nicht.
Ihr müßt Euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in Eurer Hand ist das Gedicht!
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei,
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flecht die Partei!

Georg Herwegh.

Art nicht erhalten werden. Wir sehen in der Genfer Konvention zwar einen vorübergehenden Schutz unserer Rechte, aber lange noch keine Möglichkeit, dieses Recht auch durchzusetzen. Die vielen Klagen vor dem Völkerbund und die Entscheidungen, die getroffen worden sind, belehren uns darüber, daß wir von dieser Instanz in ihrer heutigen Form nichts zu erwarten haben.

Verfasser dieses hat in zahlreichen Versammlungen zu der Frage „Deutschtum und Arbeiterschaft“ referiert. Er ist oft bei den Genossen und Genossinnen auf Widerstand gestoßen, wenn er die Minderheitenpolitik der bürgerlichen deutschen Parteien entschieden ablehnte, weil es diesen Verfechtern nie auf Festigung des Deutschtums ankam, sondern auf persönliche Prestigefragen, die gegenüber der Staatsmacht stets Schiffbruch erleiden mußten. Wir haben aber auch zu dieser Staatsmacht kein Vertrauen, denn sie hat uns bisher nicht bewiesen, daß sie fähig ist und den guten Willen hat, die Minderheitenfrage im Lande zu lösen. Ihr Gesetz ist, das des Abwartens, der Nadelstiche und der Anfechtung, daß die Fremdkörper allmählich aufgelöst werden müssen. Und doch gibt es einen so wirksamen Schutz für die nationale Gefinnung, für die Erhaltung seines Deutschtums, das ist der Wille, das Bewußtsein, welches, wie Marx sagt, erweckt werden muß. Denn unsere gesellschaftlichen, also

sozialwirtschaftlichen Erscheinungen im Staat führen auch zum Wechsel der nationalen Gefinnung. Kein Arbeiter, in welchem das Bewußtsein erweckt ist, kein Klassenkämpfer wird je seine Gefinnung wechseln, vorausgesetzt, wenn er sie besessen hat. Und darum appellieren wir an dieses Bewußtsein des deutschen Arbeiters, der, wenn er in diesem gemischtsprachigen Gebiet deutsch sein will, sich dieses Deutschtum selbst erhalten, pflegen und anerkennen muß. Es hat keinen Zweck, sich darüber zu beklagen, daß wir keine deutschen Schulen haben, wenn sich deutsche Eltern nicht um ihre Kinder kümmern, sie einfach der Straße überantworten, wo das Kind im Spiel der Anpassung an die Umgebung verfällt und letzten Endes nicht als deutsch angesehen wird. Wenn die Eltern nun ihre Kinder nicht selbst deutsch erziehen, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn Vater Staat dann den Vorteil daraus zieht und erklärt, das Kind gehört in die polnische Schule. So lange unsere national-kulturellen Forderungen nicht in der Gewährung der national-kulturellen Autonomie gesichert sind, so lange wird die Pflege des Deutschtums Aufgabe der Familie sein. Der Wille, sich das zu erhalten, was wir von unseren Vätern ererbt haben, muß Triebkraft unserer Genossen und Genossinnen sein. Wer dieses Erbe nicht erwerben will, dem kann dies auch keine Minderheitsschule geben, sie kann nur dieses Erbe vergrößern, vertiefen, verankern. Und wir haben das Vertrauen zu unseren deutschen Arbeitern, daß das Werk ihrer Väter erhalten bleibt. Das Deutschtum kann man nicht verankern, indem man sich in patriotische Duselei am Bierisch hingibt, sondern in ständiger Arbeit an sich selbst und seinen Familienangehörigen. Der Tag, wo wir frei über uns und unsere Kinder bestimmen werden, ist noch sehr fern.

Marx sagt, daß wir die Wahrheit erkennen müssen, die Wirklichkeit und die Macht, und daß wir uns nicht Illusionen hingeben dürfen, sondern die Diesseitigkeit des Denkens beweisen müssen. Die Wahrheit erkennen, heißt begreifen, daß wir das Werk der nationalen Befreiung mit eigenen Kräften nicht erreichen können. Die Wirklichkeit zeigt uns, daß die Macht nicht in unseren Händen ist, sondern in der des Staates, der eben sein Recht auf eigene Art auslegt. Und die Diesseitigkeit des Denkens lehrt uns, daß die bisherige bürgerliche Politik reich an Illusionen und mager an Ergebnissen gewesen ist. Die Praxis der Politik lehrt uns die Macht zu erkennen, mit der wir zu rechnen haben. Und bei allen polnischen Parteien sehen wir eine Ablehnung unserer nationalen Forderungen. Nur die polnische Bruderpartei, getreu den internationalen Grundsätzen, will den nationalen Minderheiten ihr Eigenleben, ihre Sprache, ihre Kultur sichern, sichern durch die Gesetzgebung dieses Staates, dessen Exekutivorgane diese Gesetze zu befolgen haben, für deren Durchführung sie der Volksvertretung verantwortlich sind. Nicht nur, weil wir Proletariat aller nationalen Richtungen gleiche wirtschaftliche Interessen haben, sondern, weil wir auch unser nationales Eigenleben, unsere Muttersprache erhalten wollen, aus diesem Grunde mußten wir uns nach Bundesgenossen umsehen und haben sie in den sozialistischen Parteien gefunden. Zwar ist unser Ideal, die sozialistische Internationale in Polen, noch nicht verwirklicht. Nur unsere jüdischen Genossen vom „Bund“, wir und die P. P. S. stehen zur Zusammenarbeit bereit. Und die Zusammenarbeit mit unseren polnischen Genossen hat bereits den Entwurf eines Schulgesetzes gezeitigt und einen weiteren Entwurf bezüglich der national-kulturellen Autonomie. Gewiß noch keine Ideallösungen, aber immerhin Grundfragen, auf denen weiter gebaut werden kann. Gewiß wissen wir, daß bei der heutigen Zusammensetzung des Sejms diese Gesetze keine Verwirklichungsmöglichkeit haben, aber es gibt eine Partei, eine polnische Partei, die für unsere Forderungen eintritt. Die bürgerlichen Deutschen werden bei ihrer nationalpolitischen Politik nie erreichen, daß sie in irgend einer Hinsicht bei ihren Forderungen auf Lösung der nationalen Fragen Unterstützung finden. So einzig alle bürgerlichen Parteien in bezug auf Ablehnung jeder berechtigten Forderung der Arbeiter sind, so einzig sind die bürgerlichen polnischen Parteien im Streben, die nationalen Minderheiten Polens zu vernichten, denen die Verfassung die Gleichberechtigung in jeder Beziehung garantiert. Es ist natürlich, daß man diese Frage im Rahmen eines Zeitungsartikels nicht erschöpfend behandeln kann. Wir wollten nur unser Streben zeigen und auch unterstreichen, in welcher Richtung wir die Erhaltung des Deutschtums verstehen. Alle unsere bisherigen Parteitage haben die Forderung der national-kulturellen Autonomie erhoben und sie wird auch jetzt wieder am Vereinigungsparteitag erneut gefordert werden. Aber wir Sozialisten wissen, daß es viel einfacher ist, Forderungen zu erheben, als sie auch durchzusetzen. Und weil wir nach Marx gewohnt sind, immer zu erkennen, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiter selbst sein kann, so folgern wir aus dieser marxistischen Grundthese die gleiche Erkenntnis, daß die Verankerung des Deutschtums innerhalb der deutschen Angestelltenkreise und der Arbeiterklasse nur das Werk der deutschen Angestellten und Arbeiter selbst sein kann. Wer in Zerkahrenheit und mangelndem Bewußtsein glaubt, daß ihm einige Proteste an den Völkerbund helfen werden oder gar die Berufung auf die Genfer Konvention, der allerdings muß um sein Deutschtum fürchten und wir sind auch der Ansicht, daß er sich selbst zu diesem bewußten Deutschtum noch nicht durchgerungen hat. Wir haben keine Ursachen, aus verirrten Polen Deutsche zu machen, aber wir haben auch keine Ursache, diejenigen Arbeiter aufzugeben, die nach höherer Kultur streben, deutsch sind, aber noch nicht dieses Deutschtum in sich verankert haben. Ihnen dieses Streben zu erleichtern, hat die Partei Kulturorganisationen geschaffen, die ihm dieses Werk erleichtern sollen und zwar so lange, bis unser Ideal, die national-kulturelle Autonomie, erreicht ist. Es mag sein, möchten wir mit unserem großen Vorkämpfer in der Nationalitätenfrage Otto Bauer sagen, die Arbeiter sind nicht gute Deutsche, aber wir kämpfen darum, sie zu guten Deutschen zu machen. Und der Vereinigungsparteitag soll uns ein Stück dieses Weges vorwärts bringen.

Die Angestellten zum Parteitag in Lodz

Von Richard Dorn, 1. Geschäftsführer des Allgemeinen freien Angestellten-Bundes Polnisch-Oberschlesiens

Ein äußerst wichtiges Ereignis innerhalb der deutsch-sozialistischen Parteibewegung Polens läßt auch die freigewerkschaftliche Angestelltenchaft Polnisch-Oberschlesiens aufmerken. Wenngleich die Angestelltenchaft nicht in der Weise, wie es unbedingt erforderlich wäre, ihr Interesse der sozialistischen Parteibewegung entgegenbringt, so kann doch unleugbar festgestellt werden, daß die freigewerkschaftliche Angestelltenchaft seit ihrem Bestehen, im besonderen Maße aber in dem letzten Jahrzehnt, den Wert der sozialistischen Bewegung erkannt und auch gewürdigt hat. Mit dem Ausbreiten der Gewerkschaftsidee hat auch innerhalb der freigewerkschaftlichen Angestelltenchaft immer mehr die Erkenntnis Platz gegriffen, daß die Macht der Gewerkschaft ohne Anlehnung an eine starke Arbeiterpartei sich nicht auswirken kann. Die Gewerkschaften haben erkannt, daß zur Erreichung ihrer Ziele vor allen Dingen ein Einfluß auf die Gesetzgebung notwendig ist. Die Gesetzesmaschine wird aber von den Parteien und der jeweiligen Regierung beherrscht. Es kann der Angestelltenchaft absolut nicht gleichgültig sein, welche Macht am Ruder ist. Für die freien Gewerkschaften steht fest, daß eine einwandfreie Sozialgesetzgebung nur von der Partei kommen kann, welche der Arbeiterchaft am nächsten steht und dies ist und kann immer nur eine Partei sein, welche auf dem Klassenstandpunkt der Unüberbrückbarkeit von Arbeit und Kapital steht und in ihren Reihen keinen kapitalistischen Einfluß aufkommen läßt. Die Angestellten, gleich so wie die Arbeiter, haben immer die Beobachtung machen können und auch an ihrem eigenen Leibe verspürt, daß diejenigen Parteien, welche keine reinen Arbeiterpartei darstellen, stets und ständig nach den Wahlen ihr arbeitnehmerfeindliches Programm umstoßen und gegen den sozialen Fortschritt gekämpft haben und zwar mit der Stimme der Arbeiter und Angestellten. Die Arbeiterchaft hat heute mehr denn je für den sozialen Fortschritt zu kämpfen, zumal der reaktionäre Ansturm gegen die sozialen Errungenschaften von vielen Richtungen erfolgt. Die Sozialversicherung soll nach den Wünschen der Arbeitgeber durch die ihr nahestehenden Parteien abgebaut werden. Auch die Koalitionsfreiheit will man einschränken. Das Arbeitsrecht ist in seiner weiteren Entwicklung gehemmt worden. Deutschland und Österreich geben warnende Beispiele ab und wir brauchen gar nicht außer Landes zu schauen, wir können dieselben Verhältnisse bei uns ebenso feststellen, obwohl es zu ernstlichen Weiterungen noch nicht gekommen ist. Die Entwicklung und Vereinheitlichung der sozialistischen Bewegung ist in diesem Augenblick, wo der Faschismus in besonderem Grade sich bemerkbar macht, zu begrüßen. Droht doch die Demokratie vollständig zu verschwinden. Die Angestelltenchaft hat aber in demselben Maße wie die Arbeiterchaft nur dann die Möglichkeit zur gewerkschaftlichen Entfaltung, wenn das Staatswesen durch und durch demokratisch verwaltet wird. Die Angestelltenchaft ist sich darüber klar, daß ein faschistisches Regime nicht nur den Abbau des Arbeitsrechtes der Sozialpolitik sondern auch Verstaatlichung der Gewerkschaften und somit Verrückung sämtlicher Rechte der Arbeiterchaft mit sich bringt. Die freigewerkschaftliche Angestelltenchaft erkennt aber auch, daß es zwecklos wäre, Sympathie nach links und Antipathie nach rechts allein zu bekunden, sondern, daß höchste Aktivität erforderlich ist, um der großen Gefahr von rechts zu begegnen. Die Angestelltenchaft in ihrer Gesamtheit ist bedauerlicher Weise politisch indifferent und läßt sich gern die politische Meinung der Unternehmer aufdrängen. So werden diejenigen Angestellten, die einer freigewerkschaftlichen Organisation nicht angehören, mit den ihnen gleichgesinnten Arbeitern der Reaktion und dem Faschismus Hilfsdienste leisten. Hier ist nicht bloß Wille sondern Unaufgeklärtheit der handelnde Faktor. Die freigewerkschaftliche Angestelltenchaft muß die Aufgabe übernehmen, Aufklärung in die Reihen aller Angestellten zu tragen und soweit dies möglich ist, wird die freie Angestelltenchaft dieser Pflicht Genüge tun.

Den am 5. und 6. d. Mts. in Lodz stattfindenden Zusammenschluß der Deutschsozialistischen Arbeitsparteien Polens begrüßen die freien Angestellten. Ohne Zweifel wird durch diesen Zusammenschluß nicht nur ein organisatorisch notwendiges Werk vollzogen, sondern es wird mit diesem Schritt bestimmt eine Stärkung der sozialistischen Ideologie getätigt sein. Der bisherige Zustand bedeutete Dezentralisation und war unhaltbar. Eine einheitliche Politik ließ sich schwer durchführen. Mit der Zentralisierung der Partei muß aber auch eine einheitliche Führung Platz greifen. Es darf sich nicht eine Spaltung wie bei den letzten Sejmwahlen wiederholen. Je geschlossener die Partei erscheint, um so mehr wird sie mit ihrer Ideologie auf die Masse wirken. Vor allem aber werden die gegnerischen Parteien mehr als bisher mit ihr rechnen müssen. Zentralisieren bedeutet immer rationalisieren von Arbeitskraft. Die freiwerdenden Kräfte werden der Bewegung wieder dienstbar gemacht. Eine bessere Arbeitseinteilung wird der Partei nennenswerte Erfolge auch auf organisatorischem Gebiete bringen. Vielleicht gelingt es der Deutschsozialistischen Partei ihr Generalsekretariat derart auszubauen, daß eine ständige beamtete Zentrale die Bearbeitung aller politischen und organisatorischen Tagesfragen vornehmen kann.

Das neue Gebilde wird nach Abschluß ihrer Tagung voraussichtlich mit einem Programm an die Öffentlichkeit treten, in welchem die Kraft und Einheit der Partei besondere Betonung finden wird. Wir haben zu der Deutschsozialistischen Arbeitspartei und ihrem Programm das größte Vertrauen. Und gerade sie ist die geeignete Partei, um eine Lücke in der Arbeiterbewegung auszufüllen. Sie allein kann es zuwege bringen, daß Arbeiter und Angestellte in weit größerem Maße als bisher gemeinsam Schulter an Schulter gegen die Reaktion marschieren und für den Klassenkampfgedanken eintreten. Vor allem aber wird es ihr gelingen, den leider noch in großem Maße vorhandenen zum größten Teil eingebildeten oder künstlich aufrecht erhaltenen Abstand von Arbeitern und Angestellten zu beseitigen. Wir können mit Bestimmtheit sagen, daß es der Partei zum mindesten gelungen ist, die freien Angestellten zur regeren Mitarbeit heranzuziehen. Dies beweisen besonders die letzten Sejm- und Kommunalwahlen. Auf sozialwirtschaftlichem und sozialpolitischen Boden darf es keinen Unterschied geben. Der Kampf ist ein gemeinsamer, dieweilen auch die sozialen und wirtschaftlichen Interessen

von Arbeiter und Angestellten die gleichen sind. Es kann für diese beiden Arbeitnehmergruppen daher auch nur eine bestimmte politische Vertretung in den Parlamenten und der Regierung geben. Es ist zu erwarten, daß nach dem Zu-

Sozialdemokratie und Sozialpolitik

Von Eugen Pechla.

Wir wollen uns im nachstehenden Aufsatz nicht mit dem Begriff „Sozialpolitik“ in wissenschaftlicher Beziehung auseinandersetzen, noch wollen wir mit bürgerlichen Sozialpolitikern darum streiten, ob Sozialismus und Sozialpolitik Begriffe sind, die ineinander greifen. Die folgenden Ausführungen sollen nur den einen Zweck haben, darauf hinzuweisen, welchen Einfluß der Sozialismus auf die Sozialpolitik der letzten Jahrzehnte gehabt hat und noch heute hat. Wir stehen auf dem Standpunkt, daß ohne den Sozialismus eine wirkliche Sozialpolitik, eine Sozialpolitik der Tat einfach nicht denkbar ist. Gewiß, wir geben zu, daß fortschrittliche bürgerliche Gelehrte sich wissenschaftlich mit der Sozialpolitik befaßt und auf diesem Gebiete wertvolle Arbeit geleistet haben, sowie wir auch zugeben, daß der Marxismus im Grunde seiner Lehre ein Gegner der Sozialpolitik war. Aber das muß auf der anderen Seite gleichfalls zugegeben werden, daß wenn der Sozialismus mit seiner Klassentheorie und seiner vorwärtstrebenden Arbeiterklasse nicht wäre und nicht gewesen wäre, die wissenschaftliche Diskussion in allen



Bürgermeisterwechsel in London

Nach alten Zeremonien vollzog sich auch in diesem Jahre der Bürgermeisterwechsel in der englischen Hauptstadt. Diesmal übergab der bisherige Bürgermeister Sir Rynaston Stubb seinem Amtsnachfolger Sir William Waterlow dem neuen Lord Mayor, Amtsstempel und Insignien seiner Würde. — Unser Bild zeigt die beiden Bürgermeister.

möglichen philosophischen Auseinandersetzungen noch nicht zu Ende und die Sozialpolitik noch keinen Schritt vorwärts gekommen wäre. Desgleichen hieße es die Lehre Karl Marx' nicht verstehen, wenn man am Dogma hängen bliebe, ohne die wirtschaftlichen Zusammenhänge mit dem lebendigen Geist des Fortschrittes in Einklang zu bringen. Das ist es, was die Lehre von Marx von jedem anderen Dogma unterscheidet, daß sie sich eingliedert in alles wirtschaftliche Geschehen und seine Grundzüge ändert, wenn es nur der Arbeiterklasse dienlich ist.

Grundziel des Sozialismus ist ja Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die Produktionsmittel, die sich heute noch in den Händen einiger Menschen befinden, sollen Allgemeingut werden und in den Besitz der Gesellschaft überführt werden. Es leuchtet wohl jedem denkenden Arbeiter ein, daß, wenn dieser Zustand durchgeführt wird, der Kampf um den gerechten Anteil am Produktionsertrag zu Ende wäre. So lange dies eben nicht der Fall ist und die Produktionsmittel Allgemeingut einer Handvoll Menschen sind und diese nur widerwillig einen geringen Bruchteil ihres Profites an die arbeitende Klasse abgeben will, muß dieser Kampf geführt werden. Es würde zu weit führen, die einzelnen Phasen dieses Kampfes in den letzten Jahrzehnten zu schildern, daß aber die Sozialpolitik einen Teil dieses Objektes darstellt, um das der Kampf geführt wurde und wird, geht aus der Geschichte der Sozialpolitik selbst hervor. Schon die ersten Arbeiterbildungs- und Genossenschaftsvereine gewannen Einfluß auf die sozialpolitische Entwicklung. Deutschland ist das klassische Land der Sozialpolitik und dort können wir am besten den Einfluß der Arbeiterklasse beobachten. Die Namen Wilhelm Liebknecht und August Bebel, die später mit den Lassalleanern der Arbeiterbewegung und der Sozialdemokratie die nötige Schwungkraft verliehen, zeigen uns, wie der Einfluß der Arbeiterklasse auf die Sozialpolitik wuchs. Bereits im Jahre 1877 hatte die Sozialdemokratie etwa eine Million Stimmen aufgebracht. Es ist klar, daß eine solche Bewegung die Gesetzgebung mittelbar oder unmittelbar beeinflusst hat. Bismarck, der

Sammenfluß der Deutschsozialistischen Arbeitsparteien Polens auch programmatisch und systematisch den Angestelltenfragen nähergetreten wird, zumal ja auch bestimmte Angestelltenprobleme in nächster Zeit auftauchen werden, mit denen die Parteien sich beschäftigen werden müssen.

Die am 5. und 6. Oktober stattfindenden Tagungen werden ohne Zweifel die von vielen Seiten gewünschte Lösung bringen und wir wünschen dieser Tagung einen guten Verlauf. Dem neuen Gebilde aber eine gute Entwicklung für die Zukunft. Die freigewerkschaftliche Angestelltenbewegung wird das ihrige tun, um diesem Wunsche zu vollem Erfolge zu verhelfen.

glaubte, daß ihm diese Sozialdemokratie über den Kopf wachsen würde, sah sich gezwungen, durch soziale Reformen der Bewegung Einhalt zu gebieten. Es entstanden damals die ersten sozialpolitischen Gesetze und zwar über Kinderschutz und Gewerbehygiene. Die Koalitionsfreiheit wurde hergestellt. Es folgten Regelungen über den Arbeitsvertrag, Verhältnissen. Das Sozialistengesetz brachte zwar einen Rückschritt, damit aber ein ungeheures Anwachsen der Sozialdemokratie. In dieser Zeit wurden allerdings grundlegende Sozialversicherungsgesetze geschaffen und zwar die Kranken-, Invaliditäts- und Unfallversicherung. In Österreich konnte eine gleichartige Entwicklung festgestellt werden. Zugegeben muß werden, daß gerade in der Zeit des Sozialistengesetzes der Staat der Schöpfer der Sozialgesetze gewesen ist. Die Motive hierzu sind aber nicht etwa dem guten Herzen für die Arbeiterchaft entsprungen, sondern ganz anderer Art gewesen. Schon ist bereits gesagt worden, daß rein egoistische Motive hierzu geführt haben oder noch mehr die Furcht vor der zur Befriedung gekommenen Arbeiterklasse, oder sagen wirs noch besser, die Furcht vor der Sozialdemokratie, vor irgendwelchen revolutionären Umstürzen. Es wurde hier gewissermaßen mit einem Röder gearbeitet, um die Arbeiterchaft vor dem Anschlag an die Sozialdemokratie abzuhalten.

Also allein die Tatsache des Bestehens einer sozialistischen Bewegung genügt schon, um der deutschen Sozialpolitik einen gewissen Anstoß zu geben. Indirekt wurde also hier das Gebiet der Sozialpolitik von der Sozialdemokratie beeinflusst. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes schuf sich im Jahre 1891 die Sozialdemokratie ihr Erfurter Programm, welches unter den Gegenwartsforderungen besonders den Arbeiterschutz enthielt. Zu dieser Zeit begannen auch die Gewerkschaften langsam ihre Aufwärtsentwicklung. Unglücklicherweise gewann dann später die Schwerindustrie Einfluß auf den Staat, so daß ein gewisses Stöden in der Sozialpolitik festgestellt werden konnte. Erst um 1900 ging es wieder vorwärts. Die Gewerbeordnung wurde neu novelliert, Labenschuß, Kaufmannsgerichte wurden geschaffen und die Seemannsordnung verbessert, das neue Kinderschutzgesetz eingeführt. Bald darauf folgte der Zehntestundentag für Arbeiterinnen, die Neuordnung des Vereinsrechtes, die Zusammenfassung der Arbeiterversicherungs-gesetze zu einer Reichsversicherungsordnung, Privatangestelltenversicherungsgesetz und Hausarbeitsgesetz.

Im Jahre 1912 brachte die Sozialdemokratie mehr als 4½ Millionen Stimmen auf und 110 Abgeordnete in den Reichstag. Eine stattliche Anzahl, die nicht übersehen werden konnte. Dann kam der Krieg. Auch während des Krieges wurden Neuerungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik eingeführt. Vor allem das Hilfsdienstgesetz. Hier wurden eine ganze Anzahl langgehehrter Forderungen der Arbeiterchaft, die heute noch bestehen, durchgeführt. Die Schlichtungsausschüsse, die Errichtung von Arbeiter- und Angestellten-Ausschüssen wurde realisiert. Diese Einrichtungen haben die Sozialpolitik stark befruchtet. Nach dem Kriege folgten Anerkennung der Gewerkschaften durch die Unternehmer, Gewährleistung der Koalitionsfreiheit, Vereinbarung von Kollektivverträgen (Tarife). Die Revolution brachte noch weitere Fortschritte durch die sogenannten Volksbeauftragten, die sämtlich Sozialdemokraten waren. Die freien Gewerkschaften wuchsen bis zu 9 Millionen Mitglieder an und bedeuteten mit den sozialistischen Parteien die einzige reale Macht in Deutschland. Die Ausbeute der Revolution in sozialistischer Beziehung war riesengroß. Auch hier würde es zu weit führen alles das anzuführen, was seinerzeit geschaffen wurde. Nur einiges sei genannt, was Verdienst der Sozialdemokratie ist: Vereins- und Versammlungs-freiheit, Erwerbslosenfürsorge, die Verordnung über Tarifverträge und Schlichtungsausschüsse, Landarbeitsordnung, Betriebsrätegesetz, Arbeitsnachweise, Wochenhilfe usw.

Als dann später die politische Lage sich in ruhigeren Bahnen einlief, war Sozialpolitik etwas selbstverständliches. Das Kapital fand sich damit ab. Doch wurde es etwas anderes, als das Unternehmertum wieder erstarbte. Alle möglichen Arbeitgebervereinigungen fingen bald von sozialen Lasten zu reden. In allen Ländern, in denen die Arbeiterklasse nach dem Kriege zu einer gewissen Machtstellung gelangt war und stürmisch ihre Forderungen anmeldete, fing das Kapital an zu revoltieren. In allen bürgerlichen Parteien der Parlamente gewann es eine dominierende Stellung. Mochten noch so viel Arbeitervertreter in den Parlamenten sitzen, das Kapital hielt sie im Schach. Nur die Sozialdemokratie stand jederzeit auf der Wacht gegen jedwede Verschlechterung der sozialpolitischen Errungenschaften der Arbeiterklasse. Nicht nur das, stets stand sie im Vordergrund um die berechtigten Forderungen der Arbeiterchaft zu vertreten, immer eingedenk dessen einen möglichst hohen Anteil am Produktionsertrag der Arbeiterchaft zu sichern, sei es in welcher Form es sei. Nicht nur in Deutschland, aber fast in allen Ländern, in denen das Kapital sich einen unheilvollen Einfluß auf die Regierungen gesichert hat, wird ein erbitterter Kampf um die Sozialpolitik geführt. Es wird von einer Krise der Sozialpolitik geredet und damit der Nachweis zu führen versucht, daß die Sozialpolitik Schiffbruch gelitten hat. Immer und überall ist es die Sozialdemokratie, die nicht Abbau, sondern Fortschritt in der Sozialpolitik fordert. Ohne Sozialismus, ohne Sozialdemokratie keine Sozialpolitik — ist auch heute das Lösungswort. Sorgen wir alle deshalb dafür, daß die Reihen der Sozialdemokratie immer stärker werden, daß die Idee des Sozialismus immer festeren Boden innerhalb der Arbeiterklasse gewinnt, dann wird der Höhepunkt unserer Forderungen erfüllt sein, nämlich uns gehört die Welt, uns gehört die Zukunft.

Fortschreitende Verschuldung von Groß-Rattowik

Aus der letzten Stadtverordnetenversammlung — Uneinige Redegefechte — Anleihen ohne Ende — Das städtische Bauprogramm — Eine zeitgemäße Anfrage

Nach der langen Sommerpause bedeutete für die meisten Mitglieder der kommissarischen Stadtvertretung die gestrige Sitzung gewissermaßen den Auftakt zu den kommenden Kommunalwahlen. Man zeigte diesmal ein auffallendes Interesse an den jeweiligen Vorlagen und nahm den Mund recht „voll“, um den Zuhörern auf der Galerie augenscheinlich darzutun, daß man „arbeitet“. Es taten sich diesmal auch die Stadtverordneten, welche zur Sanacjarschitzung zählen, besonders hervor, welche sich sonst eigentlich sehr wenig bemerkbar machten. Man durchschaute gegenseitig die Absicht und sagte sich des öfteren im Laufe des angeregten Abends auf den Kopf zu, daß es sich um Wahl-agitation handele. Da man mit einer Ausdauer sondergleichen langatmige Debatten führte, dauerte die gesamte Sitzung, welche sich bis kurz vor 12 Uhr hinzog, annähernd 5½ Stunden. Der Vorsitzende hätte sich wohl schämen können, um den Sitzungsbeginn zu einem viel früheren Zeitpunkt anzusetzen. Dieser Mangel ist übrigens in der Presse schon mehrfach beanstandet worden, ohne daß bisher eine Aenderung eingetreten ist. — Eine sehr bemerkenswerte Anfrage leistete sich der Stadtverordnete Brzeskot, welcher wissen wollte, ob der Sekretär der Partei „Solidarnosc“ irgend eine Bezahlung seitens des Magistrats erhält. Der Stadtpräsident war verdußt und verneinte dies. Wir wollen es ihm gern glauben.

Gegen ½7 Uhr eröffnete Stadtverordnetenvorsteher Dr. Dombrowski die Sitzung und forderte die Anwesenden auf, sich zum ehrenden Andenken des verstorbenen Stadtrats Zuchel, von den Plätzen zu erheben. Es erfolgte eine Unterbrechung von drei Minuten, worauf bekanntgegeben wurde, daß noch ein Dringlichkeitsantrag eingelaufen sei.

Gleich der erste Punkt der Tagesordnung, welcher die Aufhebung der drei unteren Parallelklassen in den Rattowiker Mittelschulen behandelte, wurde Gegenstand einer längeren Debatte. Stadtverordneter Walschkiwicz (Deutscher Klub) trat für die Erhaltung der Klassen sowohl in dem deutschen als in den polnischen Mittelschulen ein und präziserte seinen Standpunkt eingehend. Der Delegierte der Schulabteilung, 2. Bürgermeister Sudzisz, wies darauf hin, daß eine Auflösung der Mittelschulen nicht gedacht ist und strebte eine Volkschule nach Ablegung eines Aufnahmeexamens, in die vierte Klasse der Mittelschulen aufgenommen werden können. Aus finanziell-wirtschaftlichen Gründen käme die Aufhebung von insgesamt 24 unteren Parallelklassen in allen Mittelschulen in Frage, wodurch die Stadt, welche für die Unterhaltung der Schulen aufzukommen hat, jährlich rund 240 000 Zloty erspart. Stadtverordneter Przybylla (Sanacja) bemerkte, daß die deutsche Fraktion aus einer Frage wirtschaftlicher Art eine politische Sache machen wolle, wogegen sich Stadtverordneter Walschkiwicz verwehrt, da man ja sowohl die deutschen als auch die polnischen Mittelschulen im Auge habe. Er betonte dabei noch, daß man für andere Projekte ufw. genügend Geld zur Hand habe und an der Schule nicht zu sparen brauche.

Der Antrag des Magistrats, lautend auf Aufhebung der unteren Parallelklassen, wurde trotzdem mit Stimmenmehrheit angenommen.

Der abgeänderte Tarif über Erhebung von Marktgebühren gelangte zur Annahme.

Gegenüber wurde der nächstfolgende Antrag, welcher die Benennung der Straßen in der neuen Wohnhauskolonie im Ortsteil III vorsieht. Die Straßen werden nach 12 Bergknappen benannt, welche bei der schweren Grubentatastrophe, die sich Ende vorigen Jahrhunderts auf Alcephasgrube ereignete und 104 Todesopfer forderte, mit tödlich verunglückt sind.

Die zwei nächsten Vorlagen, betr. den Anteil der Stadt an der Tragung der Kosten für die Kanalisierung an der verlängerten ul. Graniczna, Dombrowskiego und Projektowna, sowie der weiteren Kanalisationskosten für die ul. Rafinskiego und Graniczna, gelangten zur Annahme.

Es erfolgte danach die Wahl der Mitglieder für die Steuer-Schätzungs-Kommission des Finanzamtes II in Rattowik.

Die nächstfolgende Vorlage behandelte den Ankauf des Schlosses in Gorzyce, welches für das städtische Kinder-Erholungsheim

bestimmt ist. Der Kaufpreis beträgt 350 000 Zloty. Man einigte sich auf den Ankauf unter den vorgelegenen Bedingungen, so u. a., daß der Gesellschaft „Sionat“ für eine bestimmte Zeit die Nutzung der etwa 50 Hektar Gras- bzw. Wiesenflächen, also vorwiegend die Heuernte zugesprochen wird. Die Verwaltung des neu geschaffenen Kinder-Erholungsheimes soll durch ein neu zu wählendes Kuratorium erfolgen.

Im Zusammenhang hiermit stand ein weiterer Antrag, welcher die Kaufsumme für das Inspektorhaus mit Gartenanlage und allen Anbauten in Gorzyce vorsieht. Nach den Ausführungen des Referenten können im Kinder-Erholungsheim bei Auswertung aller Räumlichkeiten statt 120, insgesamt 150 Kinder untergebracht werden. Das Inspektorhaus ist für Dienstwohnungen, vor allem für die Einrichtung eines Arztzimmers, sowie einer Krankenstation vorgesehen. Die Kaufsumme in Höhe von 35 000 Zloty wurde bewilligt.

Gegen den Bau der projektierten normalspurigen Verbindungsgleisstrecke zwischen Rattowik-Ligota-Janow seitens der Eisenbahn wurden Einwendungen nicht erhoben.

An verschiedenen Straßenzügen, so u. a. an der ul. Jm. Jana, Popzeczna, Rynek, Wisubskiego sollen die seit längerer Zeit geplanten Verlegungen der Hochspannungsleitungsmaße vorgenommen werden. Damit würde der Magistrat den Anregungen in der Presse endlich nachkommen.

Nach dem auf der Sitzung genehmigten bzw. bestätigten Straßenausbauprogramm für das kommende Baujahr soll an die Instandsetzung der Straßen in folgender Reihenfolge und zwar entsprechend der anerkannten Notwendigkeit herangegangen werden: ul. Kaciborska, Chaussee Ligota-Mikolowska, ul. Pomiankow, Dambrota, Kopernika, Marjacka, Bentkita, Dombrowskiego, Rynek, Lubeckiego, Kielinskiego und Do Buglawiczy.

Bestätigt wurde der Flächlinienplan für die verlängerte ul. Teatralna. Die Vermögensauseinandersetzung zwischen der Stadt Rattowik und der Gemeinde Welnowik, welcher ein Teil von Jozefsdorf zugechlagen worden ist, soll nach erfolgter Genehmigung der Vorlage in der vorgesehenen Weise vor sich gehen.

Zwecks Errichtung eines 6 Wohnungen aufweisenden Wohnhauses soll laut Magistratsantrag an die Antragsteller Lefinski und Feimel eine Bauparzelle in einem Ausmaß von rund 1000 Quadratmetern an der Welnowitzer Chaussee verkauft werden. Der Verkauf wurde genehmigt.

Für die Vorbereitung und Durchführung der Kommunalwahlen werden insgesamt etwa 60 000 Zloty benötigt. Es sind für die erforderlichen Schreibarbeiten Mittel im Betrage von 25 000 Zloty bewilligt worden. Im Zusammenhang hiermit

Die sozialistische Einheitsfront bleibt!

Die Parteileitungen der D. S. A. P. und der P. P. S. haben in einer gemeinsamen Sitzung der Exekutiven zu den Kommunalwahlen folgende Beschlüsse gefaßt:

Die D. S. A. P. und die P. P. S. gehen bei den Kommunalwahlen getrennt mit selbständigen Listen vor.

Wo die Möglichkeit besteht, daß deutsche und polnische Arbeiter sich soweit einigeln haben, daß ein sozialistischer Wahlblock mit Erfolg möglich ist, soll eine Einheitsfront geschaffen werden, d. h. beide Parteien stellen nur eine Liste auf. Unter allen Umständen müssen die Listen der P. P. S. und der D. S. A. P. gebunden werden, damit durch die Reststimmen in der einen oder anderen Kommune ein weiterer sozialistischer Kandidat durchgesetzt werden kann.

Die D. S. A. P. lehnt jedes Zusammengehen mit irgend einer bürgerlichen Partei grundsätzlich ab, möge sie auch noch so sehr ihre „Arbeiterfreundlichkeit“ betonen.

Die Parteigenossen und Genossinnen dürfen unter keinen Umständen in irgend einer Form als Kandidaten auf den Listen der sogenannten Deutschen Wahlgemeinschaft erscheinen, selbst dann nicht, wenn am Orte keine sozialistische Liste möglich ist. Die Exekutiven fordern die Genossen und Genossinnen in Dorf und Stadt auf, diese Beschlüsse auf das Entschiedenste innezuhalten und für sorgfältige Durchführung der Direktiven der Parteileitungen Sorge zu tragen.

Auf zum Kampf! Den Hands und Kopf-arbeitern gebührt die Macht in der Kommune!

Für die Exekutive der D. S. A. P.
Kowoll.

Für das D. A. R. der P. P. S.
Janta.

wurden von einzelnen Stadtverordneten verschiedene Wünsche, so u. a. hinsichtlich einer besseren Entschädigung der städtischen Angestellten, welche die meiste Arbeit zu leisten haben, sowie Ausmerzung von Fehlern in den Listen, ausgesprochen.

Zur Behandlung lag auch die Angelegenheit betreffend Befreiung der städtischen Beamten von dem Kommunalzuschlag zur Staatseinkommensteuer vor. Da eine Befreiung von der Steuerleistung nicht in der vorgesehenen Weise erfolgen kann, soll die Zahlung eines entsprechenden Zuschusses an die Beamenschaft erfolgen. Diese Vorlage wurde angenommen.

Nach erfolgter Zustimmung soll für den neuen Schulhausbau im Ortsteil Zawodzie der Ankauf des Baugeländes in einem Ausmaß von rund 4000

Quadratmetern seitens der Stadt von der Rattowitzer Akt.-Ges. erfolgen.

Im nächstfolgenden Jahre beabsichtigt die Wojewodschaft die erforderlichen Arbeiten zwecks Errichtung des Polytechnikums in Angriff nehmen zu lassen. Die Vorlage, welche die Abtretung des Baugeländes im Ortsteil Ligota, und zwar für den Erwerbspreis vorzuseh, gelangte zur Annahme. Seitens der Wojewodschaft soll alsdann auch der Ausbau der Straßen und Bürgersteige auf dem fraglichen Gelände vorgenommen werden.

Für den Bau der projektierten Garnisonstraße in Rattowik war das Terrain an der Kopernika-Wandv vorgesehen. Der Bau der Kirche wird als notwendig angesehen, weil die jetzige Kathedrale in Bezug auf die Raumverhältnisse zu klein ist, um das Militär oder ganze Schulklassen von Kindern aufzunehmen. Stadtverordneter Ziolkiewicz (P.P.S.) führte hierzu aus, daß das vorgesehene Gelände für den Kirchbau nicht in Frage kommen könne, da dort wertvolles Terrain für Einrichtung von Läden und gewerblichen Räumen verloren ginge. Für den fraglichen Kirchbau müsse, wenn man tatsächlich daran gehen will, Gelände in einer ruhigeren Gegend, etwa in der Nähe der Kasernen zur Verfügung gestellt werden. Der vorliegende Antrag auf Zuweisung von Gelände für Kirchbau wurde grundsätzlich angenommen, doch soll das Terrain erst ausfindig gemacht und ein entsprechender Plan vorgelegt werden.

Eine stundenlange Debatte entspann sich bei der Durchberatung des städtischen Finanzierungs- und Bauprogramms.

Stadtpräsident Dr. Kocur gab einen Bericht über den finanziellen Stand. Um nur auf das Wesentlichste einzugehen, sei betont, daß von der amerikanischen Anleihe in Höhe von 9 350 000 Zloty für Bauzwecke inzwischen 4 500 000 Zloty Verwendung gefunden haben. Die größere Hälfte dieser Summe, und zwar 5 300 000 Zloty, ist gegen gute Verzinsung in den Sparbanken untergebracht. Da diese Gelder für produktive Bauprojekte usw. nicht verwendet werden dürfen, sollen entsprechende Anleihen für die weitere Durchführung des Bauprogramms aufgenommen werden. Der Stadtpräsident wies auf die in diesem Jahre eingegangenen höheren Steuererträge infolge Begleichung der Steuerrückstände hin und äußerte sich dahingehend, daß eine Deduktionsmöglichkeit vorhanden wäre. Nach einer Vorlage wurde die Aufnahme eines Kredits in Höhe von 3 Millionen Zloty bei der Landesversicherungsanstalt Königsgrube geplant, welche der Stadt tatsächlich einen Kredit von 2 Millionen Zloty gewähren kann. Stadtverordneter Ziolkiewicz sprach sich scharf gegen die stete Aufnahme von Anleihen und die weitere Verschuldung der Stadt aus. Er machte verschiedene Vorschläge, in welcher Weise die Stadt etwa operieren müsse, um nicht in die drohende weitere Verschuldung zu geraten. Der Vorsitzende wies darauf hin, daß allen Erwägungen durch Beachtung Rechnung getragen, andererseits aber auch der Umstand erwogen werden solle, daß die Wohnbautätigkeit gefördert werden müsse. In der weiteren Folge folgten langatmige Ausführungen weiterer Stadtverordneter, die alle zur Kreditfrage und dem Bauprogramm Stellung nahmen. Schließlich gelangte aber der Antrag auf Aufnahme der 2 Millionen Zloty doch zur Annahme. Ueber die Verteilung der Gelder und den eigentlichen Verwendungszweck will man sich noch klar werden. Es werden jedenfalls erhebliche Beträge für die weiter unten angegebenen Bauprojekte benötigt. Vom Schließlichen Wirtschaftsfonds wird überdies zum Bau der 10 Wohnhäuser für die ärmere Bevölkerung ein Kredit von 700 000 Zloty entnommen, wovon ein Teil bereits schon zur Auszahlung gelangt sein soll.

Die Finanzwirtschaft im Aufständischenverband

Auf der Verbandskonferenz des Aufständischenverbandes, hat man wahrscheinlich vergessen, den Rassenbericht vorzulegen. Die Finanzwirtschaft ist eben eine heikle Sache, über die man nicht gerne redet und vor allem geht man mit etwas nicht in die Öffentlichkeit. Wir haben aber in Polnisch-Ober-schlesien den Konfanten, der eine vorzügliche Spinnase hat und zum Leidwesen der Aufständischen ist es Konfanten gelungen, sich des nicht veröffentlichten Rassenberichtes zu bemächtigen und denselben in der „Polonia“ zu veröffentlichen. Jetzt wissen wir alle, wie es mit den Finanzen des Aufständischenverbandes bestellt ist und da die Sache auch die Leser des „Volkswille“ interessieren dürfte, so wollen wir sie auch näher beleuchten.

Im Jahre 1927 betrugen die Einnahmen des Aufständischenverbandes 174 788 Zloty und im Jahre 1928 114 000 Zloty, sind also um 60 788 Zloty zurückgegangen. Als Subventionen für die militärische Ausbildung der Aufständischen, hat der Aufständischenverband von der schlesischen Infanteriedivision 30 000 Zloty erhalten. Angeblich wurden diese Subventionen in der letzten Zeit eingezogen. Die Mitgliedsbeiträge brachten 14 000 Zloty ein. Die Mitgliedsbeiträge machen monatlich 50 Groschen pro Mitglied oder 6 Zloty pro Jahr aus. Daraus kann man entnehmen, daß der Aufständischenverband 23 300 Mitglieder zählt. Nun sind aber die 14 000 Zloty nicht nur allein Mitgliedsbeiträge, sondern auch Umsatzprocente der Großtraktanten und der Konzessionsbesitzer für die Spirituszentrale mit dabei. Die Konzessionsbesitzer zahlen 1½ Prozent vom Gesamtumsatz an die Verbandskasse, da sie doch die Konzession mit Hilfe des Verbandes bekommen haben. Was nun Umsatzprovision und was Mitgliederbeiträge sind, läßt sich schwer feststellen. Die Umsatzprovisionen machen jedenfalls viel aus und wenn wir sie auf 7000 Zloty einschränken, so ist das zweifellos nicht übertrieben. Selbstverständlich fällt dann die Mitgliederzahl auf die Hälfte zurück und wird keine 23 300, sondern 11 650 betragen. Hier kann man so richtig die Mangelhaftigkeit des Aufständischenverbandes erkennen, der die Zahl seiner Mitglieder bereits mit 100 000 eingeschätzt hat. Später war allerdings die Rede von nur 80 000 Mitgliedern. Das geht auch deutlich aus der Aufstellung des Hauptvorstandes des

Aufständischenverbandes hervor, der auf der Verbandskonferenz mit 64 Delegierten gerechnet hat. Laut Statut kommt auf 200 Mitglieder ein Delegierter und bei 64 Delegierten würde die Zahl der Mitglieder 12 800 betragen. Es kam aber anders als der Verband gerechnet hat, denn es haben an der Konferenz angeblich 160 Delegierte teilgenommen. Bei 160 Delegierten würde die Mitgliederzahl 32 000 betragen. Diese Mitgliederzahl ist aber nicht vorhanden und die 160 Delegierte sind auf solche Art zustande gekommen, daß die Ortsgruppen vor der Verbandskonferenz größere Beiträge an die Zentrale schickten, um eine größere Vertretung auf der Konferenz zu haben. Eine der größten Ortsgruppen der 3 Delegierte zustanden, hat zu der Konferenz 12 Delegierte geschickt.

An „freiwilligen“ Beiträgen hat der Aufständischenverband 10 000 Zloty eingenommen. Die „freiwilligen“ Beiträge dürften wohl meistens von den Großindustriellen stammen, die da gerne für den Aufständischenverband etwas spendieren. Andere Einnahmen betrugen 60 000 Zloty und das sind die Subventionen von der Wojewodschaft und den Gemeinden. Es sind also lauter Einnahmequellen, die man nicht gerne nennt, weil sich sonst die Steuerzahler melden und ihrer Unzufriedenheit Ausdruck verleihen und deshalb kann man verstehen, warum der Rassenbericht nicht veröffentlicht wurde.

Jetzt noch die Ausgaben. Insgesamt wurden 111 000 Zloty ausgegeben und in der Kasse verblieben nur noch 3000 Zloty. Der Präses Kornat erhielt 5400 Zloty, der Hauptmann Sarafim ebenfalls 5400 Zloty, der Schriftführer Rzepta 1800 Zloty aus der Kasse ausgezahlt. Für die physische Ausbildung der Mitglieder wurden 60 000 Zloty, für die Unterhaltung 17 000 Zloty, für Bildungszwecke 16 000 Zloty und für Verwaltungszwecke 6000 Zloty ausgegeben. Die Unterhaltungen von bedürftigen Mitglieder gehen von Jahr zu Jahr zurück. Von 42 500 Zloty im Jahre 1927 sind die Unterhaltungen auf 17 000 Zloty im Jahre 1928 zurückgegangen. So sieht also die Finanzwirtschaft des Aufständischenverbandes aus, der aus eigenen Kräften nur den Betrag von 14 000 Zloty eintreiben könnte, während alles andere sich aus Subventionen zusammenstellt.

Für den Bau des Pavillons für Geschlechtsranke allein werden 330 000 Zloty benötigt. Eine Subvention von 185 000 Zloty von der Wojewodschaft soll allerdings schon vorhanden sein. Die Mittel wurden bewilligt.

Weitere 150 000 Zloty müßten zwecks Beendigung der Bauarbeiten am städtischen Obdachlosenajst in Zälenze bewilligt werden.

Im Zusammenhang mit der Errichtung des Pavillons für Geschlechtsranke ist das Budget des städtischen Spitals für Anschaffung von Inneneinrichtungen usw. um 57 187 Zloty verstärkt worden.

Zwecks Bau der Kinderkrippe (Kinderbewahranstalt) beim städtischen Kinderspital auf der Raciborska sind 150 000 Zloty gewährt worden. Mit den Arbeiten soll aber nur unter der Bedingung begonnen werden, wenn seitens der Wojewodschaft weitere 100 000 Zloty Subvention bereitgestellt werden.

Für die Errichtung des projektierten Mosciicki-Wohnhauses wurden weitere 100 000 Zloty, demnach insgesamt 220 000 Zloty gefordert. Da es sich um einen Bau handelt, welcher nur 6 Wohnungen aufweisen und etwa 4000 Zloty jährliche Miete aufbringen wird, sah man dieses Bauprojekt als ein sehr kostspieliges an. Es wurde daher beschloffen, es bei den zuerst bewilligten 120 000 Zloty bewenden zu lassen. Dieses Bauprojekt wird zu gegebener Zeit noch zur Behandlung gelangen. Anstatt diesem Bau soll die projektierte Kinderkrippe zu Ehren des Staatspräsidenten Mosciicki nach diesem benannt werden.

Bestätigt wurde das Kanalisationsprojekt für die städtische Schwimmanstalt und die erforderlichen Mittel gewährt. Zur Verstärkung des für die Schwimmanstalt vorgesehenen Fonds wurde die Summe von 440 000 Zloty bewilligt.

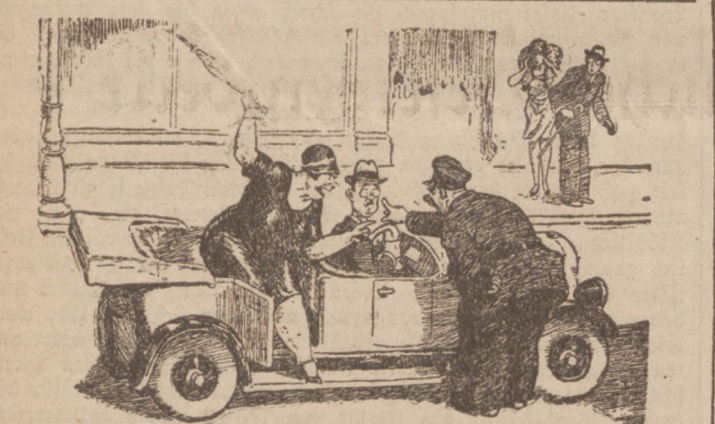
Der Dringlichkeitsantrag, welcher die Gewährung einer Subvention an die Luftflottenliga vorsah, welche in Höhe von 5000 Zloty anlässlich der Flugwoche zur Auszahlung gelangen soll, wurde genehmigt.

Damit war das eigentliche Programm der öffentlichen Sitzung erschöpft. Auf eine Anfrage des deutschen Stadtverordneten Schneider über die weitere Einstellung des Magistrats hinsichtlich der entzogenen Wohnungsgelder für Witwen, erklärte der Stadtpräsident, daß die Angelegenheit noch zur Behandlung kommen wird. Nähere Aufschlüsse über die bereits erfolgte Verpachtung des Markthallen-Restaurants an den inzwischen verstorbenen Stadtrat Juchellek bezw. die Witwe desselben, verlangte Stadtverordneter Brzeskot. Es wurde ihm die Antwort zuteil, daß von den Markthändlern und Fleischern der Antrag auf Eröffnung des geschlossenen Restaurants wiederholt gestellt worden sei. Der Gerichtsbeschluss in Angelegenheit des früheren Pächters Wrobel liegt noch nicht vor.

Stadtverordneter Brzeskot stellte alsdann an den Magistrat die offizielle Anfrage, ob der Sekretär der „Partia Federacja Pracy“ vom Magistrat eine Bezahlung erhält, da derartige Gerüchte in der Stadt laut geworden sein sollen.

Schließlich forderte Stadtverordneter Schneider die rechtzeitige Vorlegung und Vorbereitung des Bauprogramms, damit mit Beginn der Frühjahrssaison unverzüglich mit den Bauarbeiten begonnen werden kann, da beispielsweise im Vorjahr sehr verspätet an die Ausführung der Bauprojekte herangegangen worden ist.

Nach einer kurzen Unterbrechung trat man in die geheime Sitzung, in welcher über Personal- und Wohnungsangelegenheiten beraten wurde. Die Sitzung dürfte gegen 12 Uhr abends beendet worden sein.



„Wie können Sie meinem Mann gegenüber solche Ausdrücke anwenden, Herr Wachmeister? Das darf ich nur!“ (Lise.)

Polnisch-Schlesien

Wird der Staatsanwalt zugreifen?

In Myslowitz sind „Hochwürden“ mehrere Male über die Gesetze gestolpert und das nicht zu knapp. Es handelte sich um Eheschließungen in zwei Fällen, die nur durch ein Zufall herauskamen. In beiden Fällen handelt es sich um Arbeiter, die sich ein Weib genommen haben und da sie auf dem Standesamte keine Trauung erhielten, gingen sie zum „Hochwürden“ und wurden dort anstandslos getraut. Bis dahin war alles in Ordnung und sonst hat sich niemand weiter um die zwei Ehen gekümmert. Doch wurde einer von den auf solche Art getrauten Arbeiter arbeitslos und verlangte die Arbeitslosenunterstützung für sich und seine Frau. Das Arbeitslosenamt wünschte die Trauungsurkunde vom Standesamte zu sehen, um sich zu überzeugen, daß der Arbeitslose tatsächlich verheiratet ist. Das Standesamt erklärte aber, das der Betreffende überhaupt nicht getraut ist und das Arbeitslosenamt wollte wieder die kirchliche Trauung nicht als maßgebend anerkennen. Der Arbeiter erhielt für seine Frau keine Unterstützung. Er geht zum Betriebsrat und dann zu dem Zwonieski Gornikow. Ein Vertrauensmann des Verbandes geht mit dem Arbeiter auf das Standesamt, um zu erfahren, daß der Arbeiter nach dem Gesetze überhaupt nicht getraut wurde. Die kirchliche Trauung ist wohl eine Parabetrauung, doch verpflichtet sie zu nichts und der Arbeiter erhielt die Unterstützung nicht. Er wollte nachträglich auf dem Standesamte sich trauen lassen, aber hier stellte es sich heraus, daß der Trauung gesetzliche Hindernisse im Wege stehen und der Standesbeamte mußte die Leute abweisen. Es handelt sich nämlich um geschiedene Leute aber die Scheidung war nicht rechtskräftig gewesen. Inzwischen kam noch ein zweiter ähnlicher Fall heraus, wo die Kirche eine Trauung vornahm, ohne daß den gesetzlichen Vorschriften genüge getan wurde. Beide Ehen sind gesetzlich ungültig und die Myslowitzer Pfarre mußte zur Verantwortung gezogen werden. Angeblich ist gegen die Myslowitzer Pfarre wegen den beiden Trauungen ein Straftrag von Seiten der Wojewodschaft gestellt worden, da aber ein „Hochwürden“ von einem bürgerlichen Gericht nicht abgeurteilt werden kann, so wird sich die Pfarre eins ins Häuptchen laden. Wir haben doch das berühmte Konkordat und dieses besagt, daß ein geistlicher Herr sich nur vor einem bischöflichen Gericht verantworten kann und das bischöfliche Gericht wird wohl den Pfarrer wegen Übertretung der Gesetze nicht bestrafen.

Die Lohnverhandlungen im Bergbau

Das vorläufige Ergebnis.

Am gestrigen Donnerstag, nachmittags 4 Uhr, tagte der Schlichtungsausschuß, um zu den Forderungen der Bergarbeiter-Schaft Stellung zu nehmen. Den Vorsitz führte Herr Ingenieur Rosut. Als Beisitzer die Bergwerksdirektoren Juch, Bialecki und Dr. Tuscholka. Von Arbeitnehmerseite die Gewerkschaftssekretäre Krol, Musiol und Abg. Janowski. Die Verhandlungen währten bis 11 Uhr nachts. Zu einem endgültigen Abschluß ist es nicht gekommen, vielmehr tritt der Schlichtungsausschuß heute, Freitag, zusammen. Folgendes Ergebnis kann jedoch schon heute veröffentlicht werden:

Steinkohlenbergbau.

1. Allgemeine Lohnzulage 4%.					
2. Zuschlag für Pos. 10 von 0.47 Zł auf 1.14 Zł erhöht					
„ „ „ 9	0.33	1.06	„	„	
„ „ „ 8	0.28	0.48	„	„	
„ „ „ 24	0.20	0.40	„	„	
„ „ „ 32	4.18	4.40	„	„	und
	4.30	5.50	„	„	
Zuschlag für Pos. 39	1.27	1.30	„	„	
„ „ „ 42	0.92	0.95	„	„	
„ „ „ 60	0.52	0.56	„	„	und
	0.53	0.70	„	„	
„ „ „ 74	0.26	0.36	„	„	

Für Sandverfahrarbeiter ist ein neuer Zuschlag von 10 Groschen eingeführt. Geringe Erhöhungen sind auch bei Invaliden unter und über Tage vorgenommen worden.

Für den Erzebergbau ist ebenfalls eine allgemeine Lohnzulage von 4 Prozent beschlossen worden. In den einzelnen Posi-

Die Eiserne Ferse

Von Jack London.

11) „Aller Wahrscheinlichkeit nach hätten Sie Jackson ausgeplündert.“ antwortete ich.

„Selbstverständlich!“ rief er ärgerlich. „Ich muß doch auch leben, nicht wahr?“

„Er hat Frau und Kinder,“ tadelte ich ihn.

„Ich auch,“ erwiderte er. „Und außer mir kümmert sich kein Mensch in der Welt darum, ob sie darben oder nicht.“

Seine Züge wurden plötzlich weich, er öffnete seine Uhr und zeigte mir die auf die Innenseite des Deckels geklebte Photographie von einer Frau und zwei kleinen Mädchen.

„Das sind sie, sehen Sie sie an. Wir haben schwere Zeiten durchgemacht, schwere Zeiten. Ich hatte gehofft, sie aufs Land schicken zu können, wenn ich Jacksons Prozeß gewann. Sie brauchen Landluft, aber ich kann es mir nicht leisten, sie fortzuschicken.“

Als ich mich zum Gehen anschickte, verfiel er wieder in sein Jammern.

„Ich habe nicht die geringsten Aussichten. Ingram und der Richter Caldwell sind befreundet. Ich will nicht sagen, daß diese Freundschaft den Prozeß entschieden haben würde, wenn ich im Kreuzverhör die Zeugen zu den richtigen Aussagen bekommen hätte. Aber Caldwell tat doch sein Möglichstes, um zu verhindern, daß ich das richtige Beweismaterial zusammenbekam. Caldwell und Ingram gehören derselben Loge und demselben Klub an. Sie sind Nachbarn in einer Gegend, wo ich es mir nicht leisten kann zu wohnen. Und ihre Frauen besuchen sich immer. Sie haben ihre gemeinsame Whistpartie und lauter ähnliche Dinge.“

„Und glauben Sie noch, daß Jackson im Recht war?“ fragte ich, indem ich einen Augenblick auf der Schwelle stehen blieb.

„Ich glaube nicht, ich weiß nicht,“ lautete die Antwort. Zuerst glaubte ich auch, daß er Ausschichten hätte. Aber ich sagte meiner Frau nichts davon. Ich wollte ihr keine Enttäuschung bereiten. Ihr Herz hing an einem Aufenthalt auf dem Lande, so schwer das auch zu machen war.“

„Warum lenkten Sie nicht die Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß Jackson die Maschine vor Schaden zu bewahren versuchte?“ fragte ich Peter Donnelly, einen der Werkführer, die vor

Gericht ausgesagt hatten. Er überlegte lange, ehe er antwortete. Dann warf er einen scheuen Blick um sich und sagte:

„Weil ich eine brave Frau und drei der süßsten Kinder habe. Ihre Augen sie erblickt haben. Deshalb.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte ich.

„Mit anderen Worten, weil es nicht ratsam gewesen wäre,“ antwortete er.

„Sie meinen —“ begann ich.

Er unterbrach mich heftig.

„Ich meine, was ich sage. Ich arbeite seit vielen Jahren in der Spinnerei. Als Kind fing ich an den Spindeln an und habe mich seitdem langsam heraufgearbeitet. Nur durch schwere Arbeit habe ich meine jetzige Stellung erlangt. Ich bin Werkführer, mit Verlaub. Und ich zweifle, daß in der ganzen Spinnerei sich eine Hand ausstrecken würde, um mich vor dem Ertrinken zu retten. Ich war immer Mitglied der Gewerkschaft. Aber bei zwei Streiks habe ich der Gesellschaft geholfen. Sie nannten mich einen Streikbrecher. Nicht einer von ihnen würde ein Glas mit mir trinken, wenn ich ihn dazu einlände. Sehen Sie die Narben an meinem Kopfe? Sie stammen von Ziegelsteinen, die nach mir geworfen wurden. Kein Kind an den Spindeln, das meinen Namen nicht verfluchte. Mein einziger Freund ist die Gesellschaft. Und nicht aus Pflichtgefühl stehe ich zu ihr, Brot und Butter und das Leben meiner Kinder binden mich an sie. Das ist es.“

„War Jackson zu verurteilen?“ fragte ich.

„Er hätte Schadenersatz haben sollen. Er war ein guter Arbeiter, der nie trafeelte.“

„War es ihnen denn nicht möglich, die ganze Wahrheit zu sagen, wie Sie geschworen hatten?“

Er schüttelte den Kopf.

„Die Wahrheit, die reine Wahrheit, und nichts als die Wahrheit?“ sagte ich feierlich.

Wieder wurde sein Gesicht leidenschaftlich erregt, und er hob es nicht zu mir, sondern zum Himmel.

„Für meine Kinder würde ich Seele und Leib in ewiger Hölle brennen lassen,“ lautete seine Antwort.

Henry Dallas, der Generaldirektor, war ein Mensch mit einem Zuckergesicht, der mich frech anjah und sich weigerte, über die Sache mit mir zu sprechen. Nicht ein Wort über die Gerichtsverhandlung und seine Aussage konnte ich aus ihm herausbekommen. Aber bei dem andern Werkführer hatte ich mehr Glück. James Smith war ein Mann mit harten Zügen, und das Herz

An unsere Leser!

Mit Rücksicht auf den Vereinigungsparteitag erscheint der „Vollswille“ bereits in seiner Sonnabendnummer in vergrößertem Umfang, wofür die Sonntagsnummer nur 8 Seiten umfassen wird. Die Redaktion.

tionen ist eine Aufbesserung analog den des Steinkohlenbergbaues durchgeführt.

Diese Lohnregulierung soll in Kraft treten ab 15. September d. Js. Eine Einigung ist noch nicht erzielt über die Dauer des Lohnabkommens. Während die Arbeitervertreter eine möglichst kurze Frist beantragten, stellten die Arbeitgebervertreter die Forderung, auf eine Zeitdauer von zwei Jahren. Die endgültige Regelung wird in der heute stattfindenden Sitzung erfolgen.

Befreiung von der Stempelsteuer

Den zuständigen Finanzämtern braucht, laut einer Mitteilung des Finanzministeriums beim Verkauf nicht beendeter Bauten keine Stempelsteuer entrichtet werden. Es ist allerdings die Vorladung einer amtlichen Bescheinigung erforderlich, aus welcher zu ersehen sein muß, daß auf dem Grundstück, welches für den Verkauf vorgesehen ist, die Ausführung technischer Arbeiten, welche zwecks Legung der Fundamente notwendig waren, vor Ausstellung des Kaufvertrages vorgenommen wurde.

Sprechstunden bei der Sejm-Bibliothek

Die Sprechstunden bei der Sejm-Bibliothek in Kattowitz, ulica Jagiellonska, sind wie folgt festgesetzt worden: Montag in der Zeit von 3—6 Uhr nachm. und Sonnabend in der Zeit von 10 Uhr vorm. bis 1/2 2 Uhr nachmittags.

Kattowitz und Umgebung

Schmuggler vor Gericht.

Am gestrigen Donnerstag hatten sich wegen Schmuggels eines gestohlenen Motorrades, sowie Beihilfe und unbefugtem Grenzübertritt drei Personen vor dem Landgericht in Kattowitz zu verantworten. Aus der Anklageschrift war nachstehendes zu entnehmen: Im Monat Juni d. Js. begab sich der polnische Staatsangehörige Alfred W. aus Ruda nach Beuthen, um dort seinem Freunde Albert S. einen Besuch abzustatten. Als er bereits einige Straßen durchwanderte, bemerkte er in einem Hauseingang ein herrenloses Motorrad Marke „Diamond“ stehen. Rasch entschlossen schwang sich W. auf dasselbe und fuhr im schnellsten Tempo nach der Wohnung seines Freundes, welchen er über den Diebstahl in Kenntnis setzte. Beide waren sich einig und beschloffen kleine Änderungen an dem fraglichen Motorrad vorzunehmen, um es besser und sicherer zu verkaufen. Der Reinerlös sollte dann unter diese geteilt werden. Nachdem einige Stellen des Rades mit grüner Farbe angestrichen wurden, fuhr gegen Abend W. nach Polen, um es hier zu verschleusen. Alle Versuche, das Rad an den Mann zu bringen blieben ohne Erfolg. Eines Tages erschien sein Freund Albert S. mit einer zweiten Person in der Wohnung des W. und gab an, daß sein Gast das fragliche Rad kaufen würde. Man wurde über den Preis bald einig und W. fuhr mit dem Motorrad nach Beuthen zurück, wo der Käufer wohnte, während sich die anderen beiden Personen zu Fuß aufmachten. Diesmal hatte W. Pech, da er von einem Grenzbeamten angehalten wurde. Es stellte sich alsbald heraus, daß der Motorradführer keinen Fahrschein besaß, weshalb das Rad beschlagnahmt wurde. Später wurden auch die anderen Beiden wegen unbefugtem Grenzübertritt angehalten. Nach Feststellung der Personallien wurden die Täter in das Kattowitzer Gefängnis eingeliefert. Vor Gericht bekannte sich W. zur Schuld, während die beiden Mitangeklagten Unkenntnis vorhielten.

Nach einer längeren Beratung wurden verurteilt: Alfred W. wegen Schmuggels zu einer Gefängnisstrafe von 6 Monaten und 300 Zloty Geldstrafe und die beiden Mitangeklagten wegen Mitwisserschaft und unbefugtem Grenzübertritt zu je einem Monat Gefängnis. Den Angeklagten wurde die bereits verhängte Untersuchungshaft angerechnet.

„Ich habe das Gymnasium besucht,“ erwiderte er. „Das ermöglichte ich, indem ich mich als Förstner anstellen ließ. Ich wollte auf die Universität gehen. Aber mein Vater starb, und ich mußte in die Spinnerei. Ich wollte Naturwissenschaft studieren,“ erklärte er schüchtern, als gestände er eine Schwäche ein. „Ich liebe Tiere, aber ich mußte in die Spinnerei. Als ich zum Werkführer aufstiege, verheiratete ich mich, und dann kam die Familie und — nun ja, da war ich eben nicht mehr mein eigener Herr.“

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Gold

Von Victor Auburtin.

Die Armee Tillys zog nach Norden zu ab gegen die Thüringer Berge; ringsherum brannten alle Dörfer Frankens. Und wie das immer so ist, wenn das große Heer vorüber ist, dann kommen die Plünderer hinterdrein und suchen das Land ab, ob nicht noch ein Schwein aufzufressen ist oder ein Faß Wein oder ein Bauer, den man um sein Geld zwaden kann.

Aber die Bauern kennen den Handel schon und wissen, daß die Nachzügler die Schlimmsten sind von allen. Deshalb bleiben sie noch versteckt, wo sie sind, in den Bergen und Steinbrüchen, und warten, bis die Heimsuchung ganz vorüber ist.

Warum ist der alte Valentin nicht auch so klug gewesen wie sie? Der konnte es so lange nicht aushalten, er kam vor der Zeit aus dem Versteck heraus und lief auf seinen Hof, um nach seinen Siebenjachen zu sehen; und da ist er der Plünderbande des Hauptmanns Julius von Laubenheim in die Hände gefallen, und nun mag Gott ihm gnädig sein.

Jetzt lag er in seinem eigenen Hofe ganz nackt ausgezogen am Boden, mit Striden an eine Leiter gebunden, denn er sollte gefoltert werden, weil er sich weigerte, sein Gold herauszugeben.

Vor ihm stand aufrecht der Laubenheimer, ein ganz grauhäariger Mann, dem man es ansah, daß er Zeit seines Lebens im Sattel gesessen hatte auf schlechten Ritten. Er trug einen Pelz, der einmal einem Kurfürsten gehört hatte, und an seinen Händen leuchteten die Juwelen gestohlenen Kirchengutes. Seine Räuberbande aber drängte sich um den Bauern, der am Boden lag, schlimme Gesellen, die sich freuten, wie man den Nackten jetzt plagen würde. Auch ein Frauenzimmer war unter ihnen, die Lombardin Maria, die man schön nennen mußte, obgleich ihre Augen ein wenig schielten.

Der Hauptmann prüfte die Stride, ob sie fest angezogen wären, dann sagte er zu den Bauern: „Ich liebe gewalttätige Mittel nicht und hätte diesen Handel lieber friedlich mit dir erledigt. Aber du willst nicht. Hartnäckig und böseartig behauptest du, daß du kein Gold hast. Und das ist offenbar gelogen. Die letzten Ernten waren gut, der Pachtzins gering und du mußt schwer verdient haben. Irgendwo steckt hier verborgen ein Topf oder eine Kiste voll Gold; ganz voll Gold; Dukaten mit dem Bilde der kaiserlichen Majestät, venezianische Zechinen mit dem heiligen Martinus und seinem Löwen, goldene Ringe, goldene Ketten.“

Die Augen des Hauptmanns weiteten sich, als er so sprach und wurden schwarz. „Das ist es, was wir brauchen, viel Gold, schweres Gold. Und weil du es nicht gutwillig hergibst, werde ich jetzt die üblichen Mittel der Tortur anwenden, die dich bald zum Reden veranlassen dürften.“

Er wandte sich an einen etwa sechzehnjährigen Burschen, der im Hintergrunde des Hofes an einem glühenden Ofen hantierte. Das war Pascal, früher Page der Herzogin von Cleve, der aus dem Dienst in das wilde Zeitalter fortgelaufen war, weil ihm das Töten mehr Spaß machte, als das Parfümspritzen.

„Pascal“, sagte der Hauptmann, „bring das Nötige her; du kennst die erste Prozedur selbst übernehmen, das wird dein jugendliches Herz stärken.“

Der Knabe griff mit einer Schaufel aus dem Ofen einen Haufen weißglühender Kohle, brachte sie herbei und hielt sie über die Brust des Bauern.

Noch einmal wandte sich der Hauptmann an den Liegenden: „Ich frage dich zum letzten Mal, willst du dein Gold gutwillig herausgeben?“

Der Bauer Valentin war ein großer, starknochiger Mann von sechzig Jahren. Er reckte sich in seinen Fesseln, schloß die Augen und flüsterte: „Ich habe kein Gold.“

„Nun denn in Gottes Namen“, sagte der Hauptmann und sah Pascal an. Der biß auf seine Unterlippe, lächelte und schüttelte vor sich die glühenden Kohlen auf die nackte Brust des Liegenden.

Der Bauer brüllte auf, daß man es auf eine Meile hören konnte, riß wild an den Striden und schlug mit dem Kopf gegen das Holz der Leiter.

„Gibst du dein Gold her?“ rief der Hauptmann.

„Ich habe kein Gold“, schrie der Gemarterte, und schrie es immer wieder, auch das Pascal die glühende Kohle über seine Brust ausbreitete und mit der Schaufel fester gegen das Fleisch drückte.

Die Lombardin Maria stemmte die Fäuste in die Seite, beugte sich hintenüber und lachte, daß ihr die Tränen herunterliefen.

„Der zweite Grad!“ kommandierte der Hauptmann Julius von Laubenheim.

Der zweite Grad war jener berühmte Schwedentrank. Zwei Soldaten goßen dem Liegenden durch einen Schlauch die Mistjeuche in den Mund und drückten dann auf den Magen, daß die erste Brüh hoch herauspölte. Dreimal taten sie es, und nach jedem Mal fragten sie nach seinem Gold und jedesmal wiederholte er es, schreiend oder ächzend: „Ich habe kein Gold.“ Sie rissen ihm die Haut vom Körper, stachen ihm die Augen aus, aber er gab nicht nach. Da faßte die Soldaten die Wut, und mit Knütteln zerschlugen sie ihm die Glieder.

„Es ist genug“, sagte der Hauptmann, „bindet ihn los.“

Er trat an den Bauern heran, der wie ein Stück Schlachtnieh am Boden lag. „Armer Kerl“, sagte er, „er tut mir leid. Vielleicht hat er wirklich kein Gold; aber wir haben getan, was wir konnten, und brauchen uns keinen Vorwurf zu machen.“

Dann zog er Handschuhe über die funkelnden Finger und ging durch den Hof auf sein Pferd zu, das draußen angeschirrt stand.

„Wir reiten über die obere Furt nach dem Kloster Sankt Lorenz“, sagte er und sah auf.

Aber wie er sich umdrehte, ob alle seine Leute bereit wären, sah er, daß Pascal und die Lombardin Maria noch auf dem Hofe zurückgeblieben waren. Sie knieten auf dem Boden und machten sich an seinem Halse zu schaffen. „Was tut ihr da?“ rief er.

„Wir geben ihm den Rest“, antwortete Pascal zurück. „Er taugt ja doch nichts mehr.“

Da faßte den Hauptmann ein großer Zorn. „Seid ihr Christen“, rief er, „kennt ihr das fünfte Gebot nicht? Wie könnt ihr einen Menschen töten, der nicht gebeitet hat? Sofort kommt ihr her.“

Die beiden sprangen auf, packten den Bauern an Kopf und Füßen, schwenkten ihn auf den Misthaufen und ließen dann lachend dem Zuge nach, der mit Klirren die Dorfstraße abritt.

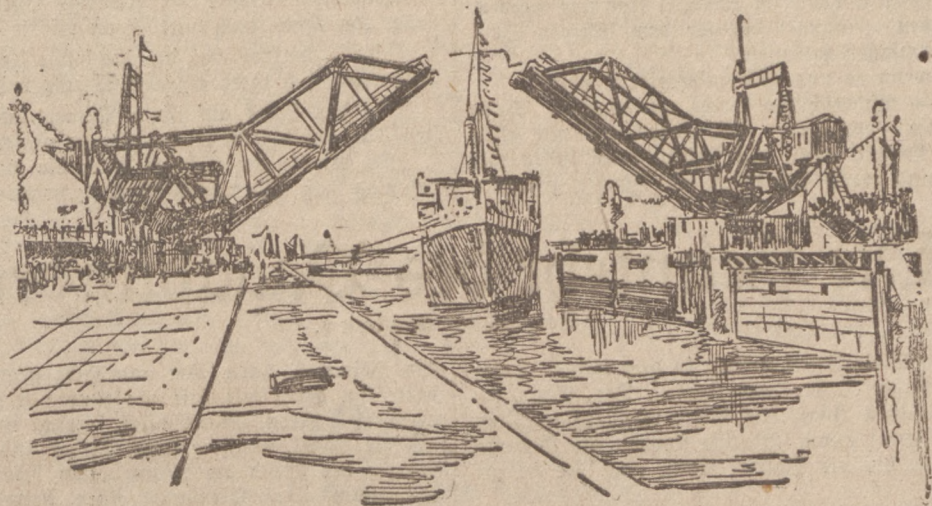
Nun stand die Sommernacht schwül über dem verwüsteten Lande. Brandgeruch lag in Schwaden fest, und am Horizont leuchteten die Feuerherde der Dörfer. Gegen Mitternacht zog im Osten ein stummes Gewitter vorüber und seine Blitze erhellten schwach den Körper, der auf dem Misthaufen lag und schon der Verwesung anzugehören schien.

Aber als die Morgenluft in den Bäumen zitterte, kam Leben in den zerhackten Körperstummel. Er zuckte zusammen, drehete sich und rollte den Haufen herunter. Unten blieb er

betäubt lange Zeit liegen. Da blühte die Sonne durch die Wälder und wärmte alles, und nun wurde der Stummel lebendig wie ein Tier. Er begann vorwärts zu kriechen über den Hof weg, indem er mit den Knien und mit dem Kinn arbeitete. So kam er an die Wand des Hauses, die hoch er rechts entlang, bis zu dem Winkel, wo es an den Stall stößt. Dort schraubte er am Boden herum und begann dann mit dem Kopfe die Erde nach rechts und links wegzufegen. Der Deckel einer Kiste kam zum Vorschein. Der Bauer säuberte ihn von allem Staub; biß in den Deckel, rüttelte daran und riß ihn auf. Die Kiste war bis an den Rand voll mit Golddukaten.

Nun beugte er sich hinein, strich mit den Lippen über das Gold und überzeugte sich, daß es noch ebenso voll war wie früher. Und grunzte auf vor Wonne. Dann wühlte er den Kopf hinein in die Masse; mit der Stirn, mit den erloschenen Augen hineingewühlt in das Gold. Er biß in das Gold, er nahm den Mund voll und gurgelte damit und schrie dabei vor Freude.

Und so fand ihn zwei Tage später sein Sohn: tot mit dem Kopf eingewühlt in den goldenen Brei.



Vergrößerung des Londoner Hafens

Die großen Dockanlagen von Tilbury sind vor einigen Tagen durch Einweihung einer neuen großen Anlage wesentlich vergrößert worden, die mit einem Kostenaufwand von 2½ Millionen Pfund erbaut wurde. — Unser Bild zeigt die Einweihung der Anlage durch den bekränzten Regierungsdampfer, der das Sperrseil zerschneidet.

Das älteste menschliche Wesen entdeckt

Ein Fossilienfund, der von Fachleuten für die wichtigste bisher gemachte Entdeckung auf dem Gebiet der menschlichen Stammeskunde bezeichnet wird, ist vor kurzem in einem alten Kalksteinlager bei Peking gemacht worden. Es handelt sich um eine Anzahl von Skeletteilen des sog. „Peking-Menschen“, des Sinanthropus Pekinensis, von dem man zuerst durch die Auffindung einiger Zähne gehört hatte. Dieser Peking-Mensch stellt die größte Annäherung an das sog. „missing link“, das fehlende Glied zwischen Mensch und Affen dar, das bisher gefunden worden ist. Er weist Züge auf, die dem Menschen sehr viel näher stehen als alle die anderen bisher gefundenen Vorfahren der Menschheit, als der berühmte „Miffenmensch von Java“, den der holländische Arzt Dubois 1891 entdeckte, und der 1912 in England gefundene „Pitdown-Mensch“. Der Peking-Mensch ist zwar noch viel primitiver als alle bisher bekannt gewordenen Typen, die dem Menschengeschlecht angehören, aber er ist doch bereits durchaus ein menschliches Wesen, nur noch nicht von dem genus homo sapiens, dem wir angehören. Nähere Mitteilungen über diesen aufsehenerregenden Fund werden von dem Peking-Berichterstatter des „Manchester Guardian“ gemacht. Die erste Spur des Peking Menschen fand man in zwei Zähen, die von den schwedischen Geologen Dr. Andersson 1926 an einem Ort namens Schu-tu-tien zwischen den Hügeln südwestlich von Peking gemacht wurden, wo sich die Reste eines ausgehöhlten Kalksteinlagers voll von Gebeinen vorgeschichtlicher Tiere fanden, die hier von oben hineingefallen und in Urzeiten vom Strome fortgeschwemmt worden waren. Die Knochen waren zu einer festen Masse durch den Kalk zusammengepresst, und so wurde das ganze Material ausgehoben und von dem berühmten Paläontologen Dr. D. Jdanich nach Upsala gebracht, wo sich unter den Tierknochen zwei Badenzähne von deutlich menschlicher Form, einer eines Erwachsenen und einer eines Kindes, fanden, sowie Steinwerkzeuge von allerprimitivster Form. Natürlich machte man daraufhin die größten Anstrengungen, um mehr von diesem Urmenschen zu finden, der die Werkzeuge benutzt hatte, und mit Unterstützung der Rockefeller-Stiftung arbeiteten ein schwedischer Paläontologe Dr. Birger Bohlén und ein kanadischer Gelehrter Dr. Davidson Black mit größtem Feuereifer an der Fundstelle, bis sie einen weiteren Zahn, einen vorzüglich erhaltenen Badenzahn eines neunjährigen Kindes, fanden. Aus diesem Fund ergab sich ganz deutlich, daß es sich um einen neuen Typus des „Hominiden“ handelte, der weder Mensch noch Affe war, aber dem Menschen sehr viel näher stand als dem Affen.

Dieser Zahn, der als „der wichtigste Zahn der Welt“ und ein Markstein in der Entwicklung der Menschheit gefeiert wurde, gab Dr. Bohlén einen neuen Ansporn, und so kehrte er trotz der Unruhen und der schwierigen Verhältnisse, die seine Arbeit bereits vorher gehemmt hatten, im vergangenen Herbst nach Schu-tu-tien zurück, arbeitete den Winter über bei fürchterlicher Kälte und unter den größten Entbehrungen, aber ergebnislos. Er wollte schon aufhören, als er am letzten Tage in dem lofen Sand, der bei den Grabungen ausgehoben worden war, einen Kiefer entdeckte, in dem sich noch die Zähne befanden, und dann Teile einer ganzen Anzahl von Skeletten, darunter mehrere andere Kiefer und Zähne, eine Schädeldecke, sowie verschiedene Knochen. Man hofft, noch ein vollständiges Skelett, das erste eines „Menschen der Alten Steinzeit“, zu finden. Der frühere Professor der Paläontologie an der Universität Columbia, Dr. Amadeus W. Grabau, der mit Black eine

genaue Untersuchung der Funde vorgenommen hat, fand die nach dem Studium der Zähne ausgesprochenen Vermutungen bestätigt, daß es sich hier tatsächlich um einen besonderen Typus des primitiven Menschen handelt, der bereits einen gut entwickelten Schädel, ein Gehirn von ziemlicher Größe und Zähne von menschlicher Form besaß, obwohl sein Kiefer noch die typischen Merkmale des Affen aufwies. Verglichen mit dem Miffenmenschen von Java ist der Peking-Mensch viel fortgeschrittener. Nach Dr. Blacks Ansicht ist der Miffenmensch von Java ein „Seitenzweig“ des Stammbaumes, der zum Menschen führt, kein unmittelbares Zwischenglied zwischen Menschenaffen und Affen; er wanderte nach Süden und verlor die Beziehung zu dem Hauptstamm, der sich weiter entwickelte. Der Peking-Mensch ist nach Prof. Grabaus Urteil „der wichtigste Fund aus der Frühzeit des Menschen“, der je gemacht wurde, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Der „Peking-Mensch“ wurde von wissenschaftlich geschulten Forschern gefunden, die genau wußten, wonach sie suchten, während der Neandertaler und der Pitdown-Mensch zufällig durch Arbeiter entdeckt wurden. 2. Die Überreste wurden zusammen mit einer großen Anzahl gleichzeitiger Gegenstände ans Licht gebracht, darunter von fossilen Tierknochen, durch die genaue Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung gegeben sind. 3. Es sind Überreste von mehr als einem, vielleicht von einem halben Dutzend Wesen. 4. Die Lage des Fundorts an dem Ostende des „Eurasiatischen“ Erdteils ist wichtig im Gegensatz zu der des Pitdown-Menschen am Westende. 5. Die Zähne beweisen, daß der Peking-Mensch dem heutigen Menschen näher stand als der Pitdown-Mensch. Das Alter des Fundes wird auf etwa eine Million Jahre geschätzt. Wo dieser Typus seinen Ursprung hat, ist noch ungewiß, aber vieles weist nach Mittelasien hin. Dr. Grabau glaubt, daß für die Entstehung des Menschengeschlechts am besten das Sinkiang-Bekken in Betracht kommt. Durch die Auffaltung des Himalaja-Gebirges vor 20 Millionen Jahren teilte sich das Gebiet in zwei durch eine unübersteigliche Mauer getrennte Landstrecken, und für die in den Hochgebieten lebenden Menschenaffen wurden verschiedene Lebensbedingungen geschaffen. Die südliche Gruppe, der der Miffenmensch von Java angehört, veränderte sich wenig, aber die nördliche Gruppe war gezwungen, sich zu entwickeln oder zu sterben. Als mit dem Verschwinden der Wälder der Boden allmählich austrocknete, mußten diese Menschenaffen sich einem viel härteren Klima anpassen, und die Überlebenden reiften so zu jenem schon menschlichen Typus heran, den der Peking-Mensch darstellt.



Einmal und jetzt

Wenn man eine tüchtige Frau hat

Von Albert Jean.

Herr Delormeau betrachtete abwechselnd seine Frau und sein Büfett. Dann sagte er: „Karoline — ich fürchte, du übertreibst!“ Frau Delormeau war eine Dame von ausladenden Formen und cholertischem Temperament in den vierziger Jahren. Sie duldet absolut keinen Widerspruch.

„Laß mich schon in Ruhe, Adrien“, sagte sie scharf, „du hast noch nie eine blasse Ahnung von Geschäften gehabt!“

Herr Delormeau senkte schuldbehaftet sein Haupt — er war sich über seine Minderwertigkeit vollkommen im klaren.

„Dieses Büfett ist unbedingt 1000 Francs wert!“ kochte sie aufgebracht.

„Ganz meine Meinung — ganz meine Meinung“, säufelte er bescheiden, „aber du verlangst doch 10 000!“

„Selbstverständlich — wir werden doch auch wohl etwas verdienen wollen, he?“

„Wenn sie uns nun aber anzeigen!“

„Anzeigen?! Sie können es ja unterlassen, zu kaufen, wenn sie den verlangten Preis nicht zahlen wollen! Zwingen wir etwa jemand?“

„Nein — wir wollen aber die Wohnung nur zusammen mit dem Büfett abtreten.“

„Na ja, wann schon? So machen's doch alle.“

„Ja — vielleicht. Aber wenn wir einen Wucherpreis verlangen — das ist doch strafbar — ist ungesetzlich.“

Frau Delormeau explodierte. „Wucherpreis! Sollte das etwa ein Wucherpreis sein für ein Büfett aus echtem Nußbaum im Stil Heinrichs II. und mit Umbau, wovon nur drei Säulen zerbrochen sind! Und außerdem bekommen sie eine glänzende Dreizimmerwohnung mit Fenster auf eine schmale Gasse hinaus, wo niemals Sonne noch Mond hineinscheinen! Du kannst mir glauben, daß es viele Menschen gibt, die im Sommer froh sein werden, diese Wohnung zu haben — anstatt sich von dem lästigen Sonnenschein und der Hitze plagen zu lassen!“

„Ja — gewiß — wenn es nur nicht geschwindig wäre!“

„Ach — Quatsch — laß mich die Sache nur machen. Habe schon alle Vorbereitungen getroffen. Erst ziehen wir mit allen Sachen aus, nur das Büfett lassen wir stehen, dann lassen wir eine Anzeige los — und wenn sich dann ein Käufer gefunden

hat, schließen wir sofort den Handel ab — dann verschwinden wir — und dann möchte ich mal sehen, was er anfangen will, wenn wir nicht mehr zu erreichen sind.“

„Karoline —“ sagte Herr Delormeau überwältigt, „du bist ein Prachtemplar!“

Frau Delormeau befiel recht. Wie immer, natürlich.

Eine Stunde nachdem die Annonce in der Zeitung gestanden hatte, drängten sich die Wohnungssuchenden vor ihrer Tür. Sie empfing sie, auf einer Kiste thronend. Alle waren sie mehr oder weniger geneigt, die Wohnung zu übernehmen, aber wenn sie das Büfett erblickten, wechselten sie die Gesichtsfarbe, und wenn sie dann erst den Preis hörten, verschwanden sie schleunigst.

Währenddessen wartete Herr Delormeau mit Herzklopfen in einem benachbarten Café.

Endlich — es war schon Nachmittag geworden, kam seine Frau hereingestürzt: „Alles in Ordnung!“ rief sie triumphierend, „fast hatte ich schon die Hoffnung aufgegeben, es ist ja ein-
fach ein Standal, diesen Andrang von Menschen zu sehen, die mieten wollen, aber nicht mal lumpige 10 000 Francs besitzen, um ein Büfett im historischen Stil zu kaufen! Aber endlich erschien ein wirklicher Gentleman. Kaum, daß er dem Büfett irgendwelche Beachtung schenkte.“

„Wieviel?“ fragte er. „10 000 Francs!“ „Väherlich billig“ meinte er, nahm sein Scheckbuch und schrieb den Scheck aus. 10 000 Francs! Ich gab ihm die Schlüssel zur Wohnung und die Adresse des Hauswirts und bat ihn, ihm mitzuteilen, daß wir ausgezogen seien. Wir zögen ins Ausland, bemerkte ich, um Un-
gelegenheiten zu vermeiden.“

„Karoline!“ sagte der demütige Ehemann voller Bewunderung, „du denkst auch wirklich an alles!“

„Ja — sei froh, daß du eine solche Frau hast!“ erwiderte Frau Delormeau sich ihres eigenen Wertes voll auf bewußt.

Da der Scheck auf ihren Namen lautete, ging sie den nächsten Tag auf die Bank, um ihn zu präsentieren.

Da erlebte die tüchtige Frau die weniger erfreuliche Ueber-
rasschung, daß leider keine Deckung vorhanden war! — — —



Der Elefant als Arbeitsmaschine

Trotz der Maschinisierung und Rationalisierung der indischen Wirtschaft erhält sich heute immer noch als Arbeitstier der Elefant, der gerade auf den großen Holzplätzen Indiens noch völlig unentbehrlich ist.

Am Brandenburger Tor steigt eine Dame ein und nimmt neben mir Platz. Meine Gedanken irren nun ein wenig von dir ab, junger Mann. Sie umschleichen das schöne, schlank-beinige Wesen neben mir. Aber plötzlich, im Duft der feinen Kleider, denke ich mit Schrecken: Lieber junger Mann, wie hältst du es denn mit deiner Wäsche? Wie oft wechselst du deine Hemden? — Du bist ein junger Mann, dem es schlecht geht. Du bist mir nur so über den Weg gelaufen und der Schatten deiner unaufgebügelten Gestalt verfolgt mich. Was geht es mich eigentlich an, ob du abends von Brötchen und dünnen Kaffee träumst und ob du deine Wäsche auch so oft wechselst wie es sich für einen anständigen Menschen gehört? Ich sehe hier im Autobus und habe die Abfahrt, an der Gedächtniskirche aussteigen. Am Kurfürstendamm treffe ich dich bestimmt nicht an. Augenblicklich sehe ich übrigens neben einer Dame, die mich schließlich mehr interessieren dürfte als irgendein junger Mann, dem es schlecht geht.

Propos, Dame! Der Schatten deiner unaufgebügelten Gestalt taucht schon wieder vor mir auf, junger Mann. Gestatte mir unter dem verschleierte Blick deiner Augen eine diskrete Frage: Wie hältst du es eigentlich damit? Auch ein junger Mann, dem es schlecht geht, braucht doch hin und wieder ... nun ja ...

Du tust mir furchtbar leid, junger Mann, mein grenzenloses Mitleid gehört dir, der du vier Treppen hoch am Oranienburger Tor wohnst. Ich denke mit Gruseln an deine Zünfmarkmädchen. Was anderes wird dir doch nicht übrig bleiben?

Junger Mann, wenn ich dich wieder einmal treffen sollte, werde ich dir selbstverständlich meinen Zehnmarkschein überlassen, obwohl das verboten ist. Nein, ich werde dich sogar zum Mittagessen einladen und dir von meinen guten Zigaretten anbieten. Aber entschuldige jetzt, blässer Schatten einer unaufgebügelten Gestalt, hier ist schon die Gedächtniskirche, ich muß aussteigen. Gleich schwimme ich im Strom der Bedorugten. Gleich ist auch dein Schatten verschwunden, junger Mann, dem es schlecht geht. Ich mache mir keine Gedanken mehr darüber, wie oft du wohl deine Wäsche wechselst und ob du, da es dir doch schlecht geht, ob du auch hin und wieder erfährst, was — was — Liebe ist.

Schon lächeln mich schöne Frauen an, junger Mann, und ich vergesse, daß du jetzt vielleicht auf dem Sofa liegst und von den Brötchen und dem dünnen Kaffee träumst, den dir deine Wirtin morgen früh wieder bringen wird ...

Du verfolgst mich, junger Mann.

Du bist mir schon hundertmal über den Weg gelaufen, aber ich habe dich nie beachtet. Du standest einsam vor Läden und Kaffeehäusern und mit den Händen in den Taschen deines abgenutzten Anzuges an Haltestellen bestimmter Autobusse. Du standest auf Fernbahnhöfen nachts mit hochgeschlagenem Mantelkragen und sahst Züge abrollen mit mir und vielen anderen nach Wien, Paris, Venedig. Vielleicht hast du mir sogar schon einmal meinen Koffer getragen.

Aber ich habe dich nie genau angesehen. Ich hätte von dir nur sagen können: Ein etwas heruntergekommener junger Mann!

Und jetzt soll ich mich plötzlich mit dir beschäftigen. Jetzt soll ich mir Gedanken machen, wie du lebst, wo du wohnst, wie alles so kam. Ich habe dich einmal etwas länger angesehen und gleich nimmst du dir aus dem, was meinerseits nur Zerknirschtheit, flüchtiges Interesse, Gedankenlosigkeit war, ein Recht heraus, mich zu verfolgen, deinen Schatten unangemeldet in mein Zimmer treten zu lassen: Ich bin wieder da, ich, der junge Mann, dem es schlecht geht!

Es riecht nach Benzin und Autos und Motorrädern, wenn du in meinem Zimmer bist. Du trägst den Geruch der Großstadt in deinen Kleidern. Du bist, so wie du mir über den Weg liefst, junger Mann, ein Stück Schicksalsgeschichte von den Menschen in Großstädten.

Ich blättere dich jetzt um, da dein Leben nun einmal vor mir liegt. Ich werde dich schreiben, junger Mann. Das willst du ja auch. Darum verfolgst du mich.

Aber du wirst nicht verlangen, daß ich einen großen Roman aus deinem Alltagschicksal gestalte, du wohnst doch vier Treppen hoch irgendwo am Oranienburger Tor, du wirst zufrieden sein, wenn ich mir ein paar Aufzeichnungen über dich mache, falls ich gerade Zeit habe. Aber du weißt ja, wenn es auch für dich nicht zutrifft: ein Großstadtmenich hat selten Zeit. Vielleicht in der Untergrundbahn, wenn ich die Zeitung gelesen und noch ein paar Stationen zu fahren habe, oder nach dem Kaffee, wenn ich mir eine Zigarette anzünde oder im Kino während der langweiligen Reflektoren und in den Pausen. Dann werde ich dich rufen, Schatten eines jungen Mannes, dem es schlecht geht, und ich werde mit dir eine leise Unterhaltung führen. Ja, ich will mir ein paar Aufzeichnungen über dich machen, aber es soll sein, als schmetterte ich dein Schicksal durch laute Sargophone. Menschen werden es hören und stehenbleiben, die an dir vorbeigegangen sind und dich suchen. Dein Schatten soll wie ein Riesenflugzeug nachts über der Millionenstadt schweben ...

Die Heimkehr des Vagabunden

Von Ludwig Waldau.

Nun lag er auf den Steinfliesen, mitten in dem kleinen Hofe; einen alten Sack als Kissen unter dem Kopf. Der Mond beleuchtete fast die zerfurchten Züge, das wirre, weiße Haar, aus dem langsam das rote Blut quoll. Ratlos standen die Männer drumrum und warteten, bis die Polizei kam, nach der sie geschickt.

... hat sicher mauern wollen!“ sagte gedämpft der Klemmer, auf dessen Grund und Boden der alte Landstreicher lag. „Weiter nicht!“ stimmte der Nachbar zu. „Ich hab'n schon am Tage paar-mal vorbeispionieren sehen! Und wie vorhin der Hund anknüpfte und raus wollte, da hat ich schon so'n'e Ahnung. Und richtig! Wie ich in' Garten kam, da sch'ch den alten Kerl grad über die Mauer klettern!“

„Na? und dann?“

„Nu, mei Harras das seh'n und auf'n los, das war eens! — Na, und da mag'r woll erschrocken sein und da fiel'r von der Mauer runter. Grad off's Pflaster.“

Die Männer schwiegen wieder und starrten auf den Vagabunden.

Der lag still da. Rührte sich nicht. Langsam kehrte ihm das Bewußtsein zurück. Was war doch mit ihm? Warum schmerzte der Kopf doch gar so sehr? Wo war er denn? Mühsam gelang es ihm, die Augenlider ein wenig zu heben. Und im Mondschimmer sah er gerade über die Mauer hinweg ins Geäst des alten Birnbaumes.

Da — da hingen sie, die Birnen, groß und reif; an dem Baum, von dem er sie als Junge selbst gepflückt, wie sie ihm dann später die Mutter in die Fremde geschickt, als — als sie noch lebte. Als sie noch an ihn glaubte, als er noch „ihr Einziger“ war. Als das Grundstück noch den Eltern, noch der Mutter gehörte.

Ach, wie lange, wie lange das wohl schon her war! Viele, viele Jahre. Und als dann auf einmal keine Birnen mehr kamen zur Herbstzeit, weil die Mutter, der Vater unterm grünen Rasen schlummerten, da war es aus mit ihm gewesen, aus mit ihm und seinem Glück. Ruhelos gings durch die Welt, Jahr um Jahr, rastlos gings bergab. Bis er eines Tages — er hatte die Heimat längst vergessen — in einer kleinen rheinischen Stadt auf dem Markte Birnen sah, große, schöne, reife Birnen; dieselben die dahim auf dem alten Baume wuchsen. Da hatte es ihn gepackt,

das Heimweh, hatte ihm ans Herz gegriffen, ans ruhelose und hatte ihn geschüttelt, wie nie zuvor im Leben. Und er war gewandert, rastlos, unermüdet. Heim, nur heim! „Heim!“ sangen die Vögel, wenn er durch Felder und Wälder schritt, „heim!“ braute der Wind am Morgen, am Abend. Nur einmal wollte er unterm alten Birnbaum sitzen, heimlich, verstoßen in tiefer Nacht. Noch einmal wollte er hinaufkriechen ins Geäst des alten Freundes, den süßen Duft seiner Frucht atmen und schmausen, wie er' als Kind getan.

Und endlich, nach Wochen, hatte er die Berge seiner Heimat in blauer Ferne winken sehen. Und als die Heimatstadt ihm zu Füßen ins Tal sich schmeigte, da war alles wieder in ihm aufgestanden: Kindheit, Jugend, Glück und — Untergang. Und die Tränen nahmen schier kein Ende.

Dann war er durchs alte Städtl geschritten, fremd und unerkannt. Nur anders wars geworden, verbaut, modern. Bloß die alte Wiese lag noch eingeklinkt zwischen den Mauern und der alte Birnbaum stand noch drauf. Schwankend vor Frucht winkten die Äste ihm den Willkommensgruß. „Heimat!“

Langs hatte er dann warten müssen, ehe es Abend wurde, ehe die Menschen zur Ruhe gingen, ehe das letzte Licht im Hause erlosch. Dann war der Mond gekommen und hatte ihm geleuchtet. Schwer wars gewesen, mit den alten, müden Knochen über die Zäune. Aber drüben hatten die Birnen gelacht, reif und süß. Schon war die Mauer erklettert, das letzte Hindernis. Da war die Tür vom Seitenhaus gegangen und der Hund wüthend an der Mauer hochgepfungen, die Kraft hatte ihn verlassen und ...

Jetzt auf einmal Schritte, Stimmen. Die Hoftür geht. Blaue Röcke, Polizei, Sanitäter mit der Bahre. Eine Taschenlampe blitzt auf. Vorrechtig blickt man den Alten auf die Frage. Da schlägt er noch einmal die Augen auf, zitternd weiß die Hand nach dem Baum, leuchtend quält er sich ein Wort über die fahlen Lippen. Keiner versteht es. Sie heben die Bahre hoch und gehen. Dumpf schlägt nebenan im Garten eine reife Birne ins Gras. Der Alte auf der Bahre hört's nicht mehr. Er hat heimgefunden, ist tot.

Junger Mann dem es schlecht geht...

Von Kurt Rudolf Neubert.

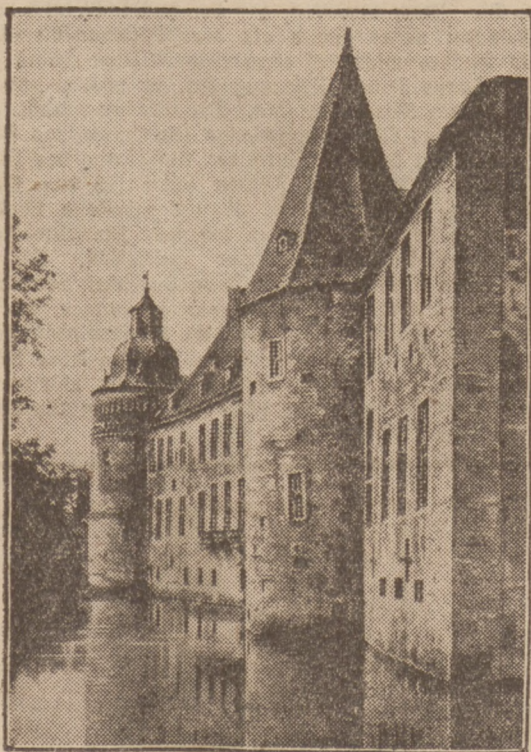
Du bist ein junger Mann, dem es schlecht geht. Du bist schon bis zu der jenseitigen Erkenntnis vorgedrungen, daß ein Kragen zwei Seiten hat. Du gehst in einem lange nicht aufgebügelter Anzug vor mir her und willst scheinbar noch zu Fuß zum Oranienburger Tor. Als ich am Halleschen Tor aus der Untergrundbahn stieg, wolltest du mich um meinen Zehnmarkbitten, es sah so aus, aber ich dachte an den Schupo, junger Mann. Du weißt wohl nicht, daß das verboten ist?

Unter den Linden treffe ich dich zum zweitenmal. Du siehst mir wieder starr ins Gesicht und ich merke, daß deine Lippen unaufhörlich eine stumme Frage üben: Verzeihung, können Sie mir nicht ... Jahrgeld oder so etwas ...

Am Oranienburger Tor verliere ich dich dann aus den Augen. Hier hast du in einer Seitenstraße ein möbliertes Zimmer für fünfundvierzig Mark mit Morgenkaffee. Wenn ich dir folgte, müßte ich gewiß vier Treppen hoch steigen und deine Wirtin würde mich unfreundlich mustern. Ich würde gleich wissen: Aha, du hast deine Miete noch nicht ganz bezahlt.

Vorausichtlich würde ich auf deinem Tisch ein wissenschaftliches Buch finden, du stichst mir so aus, junger Mann, dem es augenblicklich wieder schlecht geht. Ich taxiere auf vier Semester Studium, dann Tod des Vaters, der Beamter war, dann um-gesattelt, dies und das begonnen, Stenographie und Schreibmaschine, Abschriften, Uebersetzungen, Nachhilfestunde und so weiter. Augenblicklich wieder: letztes Studium.

Im Autobus, der mich wieder nach dem Westen bringt, denke ich: Welch ein Glück für dich, junger Mann, daß du wenigstens gleich den Morgenkaffee dabei hast. Ich denke, daß du manchmal abends am dem Sofa liegst und von den Brötchen und dem dünnen Kaffee träumst, den dir deine Wirtin morgen wieder bringen wird ...



Wasserburg Uffen
im Kreise Badum (Weßfalen).

Die Büchse der Pandora

Von Georges Pourcel.

Zum drittenmal wiederholte Frau Soufi Bicaben in Gegenwart des Polizeiwachmeisters die Geschichte des Einbruchsdiebstahls, der am vorhergegangenen Abend in ihrer Wohnung stattgefunden haben sollte. — Jedesmal kamen neue interessante Details hinzu. „Stellen Sie sich nur einmal vor, Herr Wachmeister, wie überrascht mein Mann war, als er nach Hause kam und diese furchtbare Unordnung gewahrte! Die Stühle umgeworfen! Die Schubladen herausgezogen! Der Sekretär zerbrochen! Und — fünfshundert Franken gestohlen! Nur noch dreihundert Franken waren aufzufinden.“

Jacques Bicaben stand daneben und verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Bericht seiner Frau. Jedesmal, wenn man eine Frage an ihn richtete, nickte er energisch und zustimmend mit dem Kopf. Die junge Frau fuhr fort. Sie war bereits ganz außer Atem. Der Wachmeister hatte seine Nase tief in die Papiere gesteckt. Plötzlich blinnte er auf und sah Frau Soufi scharf an. Sie war jung und hübsch und äußerst elegant gekleidet. Auf ihren feinen Kopf trug sie einen schiden, schwarzen Hut. Ihr Seidenmantel war mit einem Hermelinkragen geschmückt. Sie hatte ganz offenbar alle Segel gehißt, um den strengen Hütern von Gesetz und Ordnung recht zu imponieren.

„Also“, sagte der Wachmeister, „Nach Ihrer Darstellung hat sich die Sache folgendermaßen abgespielt: — als Sie morgens in Ihr Geschäft gingen, ließen Sie verhehentlich Ihren Schlüssel in der Wohnungstür stecken. Erst am Nachmittag vermißten Sie den Schlüssel. Sie läuteten Ihren Mann an und berichteten ihm darüber. Ihr Mann fuhr nach Hause, kommt aber leider zu spät. Ein Dieb hat dort bereits „gearbeitet“ und fünfshundert Franken mitgehen lassen. Jemandem bestimmten Verdacht hegen Sie nicht. Aber Sie könnten sich immerhin denken, daß etwa die Portiersfrau —“

„Ja“, erwiderte Frau Soufi, „die ist nämlich so schrecklich pugschichtig und verbraucht ganz bestimmt bedeutend mehr Geld als sie verdient.“ — „Sooo — das tut sie also —“ bemerkte der Wachmeister, indem er scheinbar gleichgültig einen Bleistift zwischen seinen Fingern jonglieren ließ. „Ja — das ist ja zweifellos ein Zündgenbeweis...“

Dann blinnte er Frau Soufi einen Moment unangenehm durchdringend an. „Uebrigens fällt mir da etwas auf, was mich eigentlich erlautet. Erstens, daß der Dieb ein derartiges Chaos in den Zimmern verurachte — fast könnte man glauben, er habe sich recht viel Mühe gegeben, diesen Diebstahl nach berühmten Mustern zu inszenieren — ferner und ganz besonders der Umstand, daß er nur die fünfshundert Franken nimmt — er läßt also außer den verschiedenen Schmuckstücken auch noch dreihundert Franken liegen. Das kommt in der Tat selten vor.“ Die junge Frau geriet plötzlich in den Zustand einer etwas lächerlichen Verwirrtheit. „Glauben Sie, Herr Wachmeister“, sagte plötzlich ihr Mann, „daß wir den Dieb finden werden?“ — „Herr, das glaube ich ganz bestimmt“, lächelte der Beamte, „falls er das Geld nicht bereits verpulvert hat.“ — „Da kannst du mal sehen, Jacques“, mischte sich seine Frau unermittelt ein und sagte nervös, „sicherlich hat der Dieb das Geld bereits verbraucht — es wird sich deshalb gar nicht verlohnen, die Sache weiter zu verfolgen.“ — „Nein, Sie können die Anzeige ja jederzeit zurückziehen.“ — „Zurückziehen?“ brauste Herr Bicaben auf. „Über Frau Soufi fuhr ihm über den Mund: „Ja — das werden wir tun, wie leicht könnte man auch einen Unschuldigen verdächtigen!“

Bei diesen Worten senkte sie den Blick, um nicht den forschenden Augen des Wachmeisters zu begegnen.

Jacques sah, trüben Gedanken nachhängend, im dunklen Eßzimmer, während Soufi sich im Nebenraum umzog.

Durch die geöffnete Tür konnte er Soufi sehen. In ihrer eleganten Seidenwäsche stand sie vorm Spiegel und puderte sich. Jetzt zog sie ein schwarzes Spitzenkleid über. Das mußte übrigens recht teuer gewesen sein. Ja — er wußte recht gut, daß sich viele Leute in der Nachbarschaft darüber aufregten, daß seine Frau sich so elegant kleidete. Das Geheimnis war ja in Wirklichkeit, daß sie einen ganz fabelhaften Instinkt dafür besaß, billig einzukaufen. Bei Ausverkäufen zum Beispiel — und bei sonstigen Gelegenheiten, wo man ramschen konnte. Selbstverständlich konnten ihre bescheidenen Einnahmen ihnen derartigen Luxus nicht gestatten. Er war ja nur ein kleiner Buchhalter — und sie Verkäuferin.

Plötzlich fiel ihm ihr Gesicht auf. Kaum, daß er es wieder erkannte. Es schien ihm fremd. Eine Maske. Kalt. Egoistisch. Gierig...

Da setzte sich ein Gedanke in ihm fest. Warum hatte der Wachmeister wohl so sonderbar gelächelt?!

Warum nahmen alle seine Geschichte von dem geheimnisvollen Diebstahl nicht ernst?

Wie verheißt hingen seine Blicke an ihr. Wer war es eigentlich, die dort stand? Eine fremde Frau — ein unheimliches, unlösbares Rätsel? — Er erhob sich, machte ein paar Schritte zur Tür hin und wollte fragen — aber — er schwieg.

Die zärtlichen Geschwister

Sie waren Bruder und Schwester. Sie hieß Lucienne. Er hieß Jean. Er war 26 Jahre alt, und sie 32. Beide waren sie auffallend häßlich, wofür ihnen das ausgleichende Schicksal aber ein kleines Vermögen zugeteilt hatte. Um sich das Leben etwas abwechslungsreich zu gestalten, reisten sie viel. Sie waren bereits gemeinsam in Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, Deutschland und England gewesen. Eines schönen Tages reisten sie zusammen nach Italien. Auf ihren früheren Reisen war es ihnen niemals eingefallen, daß sie eigentlich ein sonderbares Paar seien, daß es komisch, wenn Bruder und Schwester so miteinander reisten, aber in Italien, wo alles zur Liebe geschaffen schien, fiel es ihnen auf, daß man doch viel mehr verliebte Paare sah, die gemeinsam ins Ausland reisten, und eines Tages sagte Lucienne zu Jean: „Sag mal — sollten wir nicht nur zum Scherz tun, als ob — wir ein Liebespaar seien, Liebesleute, die zusammen reisen, also lediglich, um die andern Gäste im Hotel zum Narren zu halten?“ Jean ging auf diesen Vorschlag ein, und von der Minute an, begannen sie ihre Komödie. Sie zeigten sich nur Arm in Arm und überfluteten einander mit süßen und zärtlichen Worten. Diese Komödie führten sie lediglich auf, um sich ein wenig zu amüsieren; aber dieses Spiel sollte für sie eine Bedeutung erhalten — von der zu träumen sie nie gewagt hätten. Früher hatten sie in den Gesichtern aller Menschen immer nur das Mitleid mit ihnen gelesen. Denke nur in diesen Jahren unzählige Junggesellen und „alte Jungfer“ sein zu müssen! Davon waren sie jetzt verschont — und noch mehr. Ihre scheinbare gegenseitige Anbetung hatte sie offenbar auch in den Augen der Umgebung anbetungswürdiger gemacht. Denn — bereits eine Woche, nachdem sie ihr „Liebespiel“ begonnen hatten, empfingen sie beide Briefe mit Anträgen. Ein feinerer Amerikaner, hatte sich unter dem Eindruck der glühenden Liebe, die Jean für Lucienne empfand, ganz ernsthaft in diese verliebt. Er forderte sie dazu auf, jetzt mit Jean zu brechen, um mit ihm als seine

Mein — nicht fragen. Alles kann vergessen werden — alles kann man wieder gut machen, wenn man nur nicht davon spricht. Wenn die Worte nur nicht unbarmherzig und unwiderbringlich die Wahrheit festhalten. Plötzlich stand Soufi im Türschwelle.

Mit kühlster Bewunderung forschte sie einen Augenblick in seinen zerglühten Zügen.

Dann lächelte sie verlegen: „Wie du nur aussiehst! Denkst wohl immer noch an die fünfshundert Franken?“

Er rang sich ein gequältes Lächeln ab: „Nein“, sagte er mühsam, „jetzt denke ich nicht mehr — —“

Chefrau nach Amerika zu gehen. Eine ebenso reiche Holländerin war in wilde Begeisterung über Jean geraten, nachdem sie gemerkt hatte, wie wahnsinnig dieser von Lucienne geliebt wurde. Sie flehte ihn an, sich nunmehr von ihr loszureißen, dann könnten sie sich ja verheiraten und zusammen nach Holland fahren.

Jean und Lucienne lasen ihre Briefe mindestens fünfzigmal und erwogen die Angebote. Schließlich entschlossen sie sich dazu „Sich zu überwerfen“ und sich in die Arme der Liebe zu stürzen, bis sich ihnen zum erstenmal in ihrem Leben öffneten. Nach einigen Tagen reiste Lucienne nach New York, zusammen mit dem amerikanischen Multimillionär A. D. J. World. Gleichzeitig fuhr Jean mit seiner Frau Celine van den Kanots nach Amsterdam...

Seitdem sind zehn Jahre verstrichen; während dieser Zeit ist Lucienne von ihrem Mann A. D. J. World verzärtelt, geliebt und angebetet worden, und dazu noch von zehn, fünfzehn und zwanzig anderen, die genau so reich sind wie er — und die sich ohne zu zögern, um ihre Willen ruinieren lassen würden.

In Amsterdam ist Jean der Liebling der Frauen geworden. Die leidenschaftliche unausslöschliche Liebe seiner Frau rückt ihn in ein Licht, das bewirkt, daß die Herzen aller Frauen unweigerlich für ihn schlagen müssen.

Wenn man in der New Yorker Gesellschaft von Lucienne World spricht, sagen alle Damen wie aus einem Munde: „Das ist doch eine maßlos unbedeutende und unansehnliche Frau.“ Die Männer aber sagen: „Es ist verhängnisvoll, einer Frau wie Lucienne World zu begegnen.“

Wenn in einer Gesellschaft in Amsterdam die Rede auf Jean kommt, versichern alle Herren einstimmig: „Ach — der ist ja ein ganz banaler Schürzenjäger!“ Die Frauen schweigen, aber alle denken sie ausnahmslos voller Bewunderung: — Welch ein Don Juan! Welch ein unwiderstehlicher Liebhaber!

Alexander Fisher.

Ein Held

Von Germaine Beaumont.

Mit gravitätischen Mienen schritt Simeon Lefrancolier in den Salon, wo seine Chefrau saß und über einem Buch in Pracht einband läste.

„Genevieve“, sagte er, „ich habe große Neuigkeiten für dich!“ „Hast du etwa bankrott gemacht?“ fragte sie entsetzt.

„Quatsch“, erwiderte er kalt. „Genevieve, du weißt, daß ich sozusagen Großindustrieller bin. Ich verdiene Geld. Ich bin Mitglied eines vornehmen Clubs, und ich sitze nur auf den teuersten Plätzen des Theaters. Aber das ist nicht genug — noch lange nicht genug. Ich gehöre nicht zu den Leuten, von denen man spricht. Hast dich nur — gedulde dich — warte ab! Ich werde bald zu jenen Leuten gehören — ich werde... Genevieve! Man wird mich in einem Alenzug mit den bekanntesten Leuten von Paris nennen.“

Genevieve hatte noch niemals und unter keinen Umständen den Eindruck erlebt, das Pulver erlunden zu haben. Mit vollkommen leeren Augen starrte sie ihren Mann an und sagte: „Wird man dich etwa arrrestieren?“

„Du verstehst aber auch recht gar nichts!“ gab Simeon ärgerlich zurück.

„Na — das soll mir auch egal sein — wenn du mich nur bewunderst! Und — hem, hem, jetzt ist der Augenblick zur Bewunderung gekommen: Ich bin Zuri-Mitglied geworden. Und von welcher Zuri?“

„Ja“, sagte sie eifrig — „welche Zuri?“

„Schaf!“ knurrte er verächtlich, „liest du denn überhaupt nicht deine Zeitung?“

„Ja — ja“, sagte sie und blinzelte mit den Augen wie eine Henne, denn sie pflegte gewöhnlich schon auf der ersten Seite einzuschlafen.

„Ja — dann verstehst du mich also!“

„Gewiß — natürlich verstehe ich!“ (Sie hatte natürlich kein Wort begriffen.)

Er fuhr in seinem Vortrag fort: „Morgen um 3 Uhr muß ich dort erscheinen. Die Sache wird ebenso langweilig wie schwer werden. Ich muß mich bereits heute darauf vorbereiten, indem ich früh zu Bett gehe und zum Abendbrot nur ein Ei esse.“

Nachdem Simeon sich zurückgezogen hatte, stürzte sich Genevieve auf die Zeitung. Ja. Da stand es. Mitten auf der ersten Seite.

Die Mörderbande von Benijet. Ein langer Artikel folgte, woraus sie jedenfalls entnehmen konnte, daß die Mörder am nächsten Tag vors Schöffengericht sollten. Und sie las weiter. Da stand, daß der Anführer der Bande angedroht hatte, daß seine Genossen, falls er zum Tode verurteilt würde, dafür sorgen würden, daß sowohl den Richtern wie den Mitgliedern der Zuri das Fell über die Ohren gezogen wird.

Und trotzdem ist Simeon darauf eingegangen, Zuri-Mitglied zu werden.

Ach — es ist wirklich nicht leicht, mit einem Helden verheiratet zu sein. Am nächsten Morgen sagte sie: „Simeon, ich habe heute nacht kein Auge zugezogen! Ich bin so unruhig. Bedenke, weissen du dich ausseht!“

Simeon klopfte ihr betulich auf die Schulter.

„Ich bin ja nicht der Einzige, meine Kleine, ich kann aber unmöglich hinter den anderen zurückstehen — mich kleiner zeigen als sie. Ich habe Mut — es wird schon alles gut gehen.“

„Man sagt ja — es seien entsetzliche Menschen!“

„Naaa — entsetzliche — ja, sie sind gewiß nicht ganz salomfähig.“

„Bedenke nur — wenn sie dich erschlagen!“

„Na — mein Bauch wird schon Stellung halten!“

„Du gehst also wirklich hin?“

„Ja — das tue ich — aber warum weinst du denn?“

„Aus — schluchzte sie — „aus Stolz...“

Um 2.30 Uhr fuhr Simeon fort, woraufhin seine Frau programmäßig in Ohnmacht fiel.

Zum Mittagessen kehrte er nicht heim.

Die Uhr schlug 10 — niemand kam.

Die Uhr schlug 12 — niemand!

„Anna — Anna —“ rief Genevieve nach ihrem Mädchen, „sie haben ihn getötet diese Banditen — sie haben ihn statipiert!“

„Was sollten sie denn wohl mit seiner Haut“, fragte das Mädchen trocken.

Plötzlich hielt ein Auto vor dem Haus. Sie stürzten aus Fenster und sahen, wie der Chauffeur und zwei Herren in weißen Westen Simeon Lefrancolier aus dem Auto herauschleiften wie einen Kartoffelsack.

Unter großen Schwierigkeiten gelang es ihnen, den Sack ins Haus zuschleppen.

„Anna!“ jammerte Genevieve, „er ist fürs Vaterland gestorben!“

Man klingelte. Draußen stand der Chauffeur, der folgende sonderbare Bemerkung hervorrief:

„Ja, Schatz, nun sind wir endlich mit ihm gelandet. Allerdings Achtung!“

„Ja — das müssen sie auch haben“, unterbrach ihn Genevieve — „er hat nicht seinesgleichen in Frankreich!“

„Das will ich gern glauben, gnädige Frau“, erwiderte der Chauffeur, „seit heute nachmittag um 3 Uhr hat er hundertundzehn Glas getrunken — und dann soll er obendrein noch zwischen durch eine Flasche Sodawasser getrunken haben.“

„Hundertundzehn Glas!“ stammelte Frau Lefrancolier.

„Er — er war doch bei der Zuri — war doch Zuri-Mitglied!“

„Ja — von der Zuri zur Beurteilung des besten Cocktails. Mein Gott — und wie hat er gekostet und probiert...“



Die fortdauernden Kämpfe in Palästina

Noch immer dauern die kleinen Zusammenstöße zwischen Arabern und Juden im östlichen Teil von Palästina an. Kürzlich überfielen die Araber das Städtchen Melhor-Hayim, meißelten zahlreiche Einwohner nieder und zerstörten die Häuser. — Unsere Aufnahme zeigt ein zerstörtes Haus in dieser Stadt, davor steht der Besitzer, der nur durch Abwesenheit von der Stadt verschont blieb; seine gesamte Familie wurde ermordet.



Ein Indianerprofessor, der Sohn der „Langen Lanze“, dessen Selbstbiographie in Amerika großes Aufsehen erregt.

Sächsische Skizzen

Von Walter Appelt.

Die Schildkröte.

Oh Godd, jetzt bin ich awr erschrocken. Was ihn das? Das ist unsre Schildkröte. Die hat mei Mann dn Kindern mitgebracht. Aus dr Schbdt. Die kost zwee Mark.

Ja, das Schildkröte ist so teier. Besonders, wo a Mechanismus drinne is.

Da is doch kee Mechanismus drinne. Zu was soll dn da a Mechanismus drinne sinn?

Nu, zum Offziehn.

Die Schildkröte?

Nu ja, wie kann dn die sonst loofen?

Nu, wie loofen dn sie?

Das is doch gar kee Vergleich. Ich bin doch a lewendiges Wesen.

Unn die Schildkröte?

Das is Fabrikware. Was glom sie denn, das Schildkröte wird jetzt alles maschinell hergestelt oder wie das heest. S wundert een bloß, daß's so teischend ähnlich sieht. Meiner Schwester ihr Kleener, der hat enne Ende, die watschelt naturgetreier als wie enne richt'ge. Unn wo mier neulich bei Bekannten war'n, hattense enn Schorch, der daht eegal das eene Been heem und dn Schnawel off unn zu klabbern...

Das warn wohl Diere aus Blech?

Nu, daß ich nich lieg (lüge): s kann doch Hols gewesen sinn, oder Schloß. Oder was andres. Jetzt machense solches Viehzeich doch sogar aus Seele.

Awr das hat doch alles gar nisch mit unsrer Schildkröte zu tun.

Warum dn nich?

Nu, weil das enne richt'ge, lewend'ge is.

Um Gotteswilln, is das wahr? Unn sowas loofen sie ihn Kindern? Unn so in dr Schtühwe lassense sie rumloofen? Das gäbs ja bei mir nich.

Warum dn nich?

Nee, das gäbs bei mir nich. Unn ob ich noch amal zu ihn' komm, solange wir sie so a wildes Dier hamn, das weest ich ooch noch nich.

Die is doch ganz zahm.

Ja, wartense nr ab! Wo mer eegal solche Sachen in dr Zeitung lieft. Da hat erscht vor a baar Dagen e Bulle enne Ruhmagd iewrsfalln, unn von den Pferd, das hamnse wohl nich gesehen, was durchgegang is unn de ganzen Vaterr umgerissen hat. Unn wo ich kleen war, da hat uns unsre Mutter aus Ruhland enne Geschichte erzählt, da hat a Wolf a Kind aus de Wiege geholt. Das war a Märwolf.

Warum sagen sie'n das alles eegentlich?

Nu, warum dn? Bestie is Bestie. Unn wenns bei den' ausbricht, da passiert a Mälar. (Mäheur.) Sie wern misch wiederlegen mit ihrer Schildkröte. Hoffentlich berein se's nich noch amal. Mich schmeißt jedenfalls hier nich sobald wieder. Da is mier mei Rähm zu lieb.

Mutterglück.

„Gutenen nr, Frau Semf, wiefe drinne liegt. Wie a Kleener Engel. Ah, mier sinn ganz glücklich. Da hamn de Leite immer gesagt, mier wärn zu alt unn das dächt uns zuviel Schererei machen — ach, woher denn? Ob ses gloom oder nich: mei Mann unn ich, mier zangten uns jedesmal drum, wer se ausbinden derf, wennse... nu, wenns ihm neet'g is, daffe mal ausgebunden werd aus ihn' Wischbettel unn ausn Windeln. Nee, gutenen bloß! Richt'g in dr Nähe wissense gucken, kommse nr ganz dichte ran! Die zarte Haut. Unn die bumslige Nase, unn iewrhaubt der kleine niedliche Kobb, das is zu schön alles. Unn gescheit is die. Wennse bedenken: fier Wochen alt unn schon so offn. Damma. Die heert alles, was mr redt, unn vrschtehn duht se jedes Wort. Awr die hat schon glei sowas Wrschänd'ges in Blid. Bewachten ses nr mal, wenn se de Dogen offmacht. Ermgardl, nu mach nr mal deine Guckeln off, de Frau Semf will se mal sehn. Nu, mach nr, Ermgardl, mach nr! (Sie stupft und rüttelt das Kind solange, bis es tatsächlich aufwacht.) Sehns, also was habb ich gesagt! Jedes Wort vrschteht das Kind. So gar in Schlaf. Also wenn ich das mein Mann erzählt, da werd der wieder schene grinsen, unn ich... ich mit. Nee, so a Glück! Da liegt so a Kind in dieffen Schläfe, unn mr sagt ganz leise: mach deine Guckeln off, — unn weiß Godd, se macht se off. Freffen konnte mr so a Ding for lauder Dieme. (Sie nimmt das Kind aus dem Wagen.) Jawohl, freffen kennt 'ch d'ch for lauder Dieme, du Kleener sießer Babsch! Freffen, richt'g freffen. Gans unn gar freffen. Ermgardl, solla d'ch mal freffen? Ah, du alte Gucke, nee, daß du de Dogen offgemacht hast... (Dem Kinde paßt das aufgeregte Drücken nicht. Es schreit.) Also Frau Semf, sinne nich ooch schbraachlos? Jetzt weent se. Nee, mei Buddl, brauchts keene Angst zu hamn, ich freß d'ch nich. Ich wär dich doch nich freffen. Was dächt denn da dr Babba sagen? Unn iewrhaubt — sowas sagt mr doch bloß, das macht mr doch nich. Heer nr off zu ween! Ises nich iewrwält'gend, Frau Semf, jetzt hat das Kind mit sein fier Wochen genau vrschanden, daß ich gesagt habb, ich wills freffen. Ne, wer werd denn ween? Ich habb doch bloß Schbaß gemacht. Also nein, das Kind! Ich kanns gar nich erwarten, bis ich heemkomm, daß ichs mein Mann erzähln kann. Ich bin bloß froh, daß ses mit angesehen hamn, Frau Semf, sonst dächt derich emende gar nich gloom...“

Leben einer Dreschmaschine

Sie steht auf dem Gutshof in der großen Scheune. Die Felder sind abgeerntet, die Scheunen bis zum Dach mit Garben gefüllt und der Drusch beginnt. Die Dreschmaschine ist erst in diesem Jahre angeschafft worden, sie steht noch blank aus und hat saubere, helle Farben. Grün, rot, blau. Sie sieht schön aus für eine Dreschmaschine. Außerdem kann sie etwas. Der Inspektor ist mit ihren Leistungen zufrieden.

Eines Tages aber befehlt sie doch eine Ungeschicklichkeit. Niemand weiß zunächst, was eigentlich passiert ist, jedenfalls aber hat die neue Dreschmaschine plötzlich ganz dumpf „hm“ geseufzt und gestreift. Die Welle drzt sich nicht mehr, ein Riemen ist herabgefallen und der Motor summt wie ein großes Insekt in Klammern.

Der Inspektor ist sehr ärgerlich. Der Einleger an der Walze benutzt die unvorhergesehene Pause, um sich ein paar Dinstelhäkchen aus den Fingern zu ziehen. Das Mädchen hinten an der Strohprelle, wo übrigens wieder eine „schöne Unordnung“ herrscht, setzt sich aufatmend auf ein Strohband und reinigt sich das erhitzte Gesicht mit einem nicht sehr sauberen Tuch. Vom Banfen oben kommt Gelächter von jungen Mädchen und Arbeitern, bis der Inspektor einmal kräftig hinausschaut. Dann wird es etwas stiller, aber es kichert immer noch zwischen den Balken der Scheune.

Der Inspektor sucht mit dem Vorarbeiter und dem Eleven die Maschine in Ordnung zu bringen, es will ihnen nicht gelingen. Der Mechaniker muß unbedingt kommen.

Da es zum Feierabend nur noch zehn Minuten sind, läßt der Inspektor die Leute abtreten. Feierabend! Ausnahmsweise einmal früher. Die Frauen gehen heim in ihre Hütten, um das Abendbrot zu bereiten, die Knechte müssen noch in den Pferde- stall und der Eleve schließt die Tore ab.

Die Dreschmaschine steht allein in der Scheune. Es wird ganz dunkel. Hihhihi! lacht ein Teufelchen im Dreschkasten.

Ein Kornschädel, den der Arbeiter zuletzt zugebunden und in der Eile schlecht weggestellt hat, erschreckt, und fällt langsam um.

Noch immer kommen von außen die letzten Geräusche des Werkstages in die stille, dunkle Scheune. Eine laute Stimme ruft über den Hof, ein Gespann kehrt jetzt erst vom Acker heim, ein Wagen poltert noch über das Pflaster. Bald wird es ganz still. Auch das Gutshaus steht ohne Laut und Licht in der Dunkelheit der Herbstnacht. Nur in der Küche und im Arbeitsraum des Inspektors bleibt das Licht am längsten brennen.

Kein Mensch denkt jetzt an die Dreschmaschine, die heute gestreift hat. Selbst der Herr Inspektor nicht. Zwar hat er noch einmal die Gedanken bei der Dreschmaschine gehabt, als er sich müde ins Bett legte, aber er ist gleich eingeschlafen mit einem letzten Seufzer: Na, morgen kommt ja der Ruhnert. Ruhnert ist nämlich der Mechaniker.

Sonne im Herzen.

Babba, unser Lärer hat heute gesagt, unsre Sonne, das war gar nich de eens'ge, dies gibbt.

Das isse ooch nich.

Da scheint die wohl bloß in Deitschland? Die andern Ländern hamn wohl extra welche?

Das gloowich drwegen nich. Awr gähm duhts schon noch welche. Zum Beischbiel Hehnsonne.

Was isse das?

Das is so a Abberahd, wo mr ne blaue Brille offsetzen muß. Remmer de Gicht hat, oder Gallnschteene.

Se, ob der die meent? Von enn Abberahd, hat der nisch gesagt, unn von Gallnschteen' ooch nich.

Nu, 's gibbt ooch noch Sonne in dr Westendafche. Zum Fodegraffiern.

Von Fodegraffieren hat der ooch nisch gesagt.

Ah, jetzt kann ich misch denken, was der gemeent hat.

Was dn?

Sonne im Herzen.

Wie isse das?

Also das is so: wenn dr was dr Quere gegang is, oder de hapt ne Endbeischung erlebt, oder se wolln drsch Rähm schwer machen, da mußte ihm Sonne im Herzen hamn.

Wie macht mrn das?

Nu, da denkt mr, großer Godd, was isse da weiter drbei? Wollt ihr misch fülleicht ärgern, denkt ihr denn, mit mir kennt 'rsch machen? Da habbt' r eich geärrt! Mir kennt 'r noch lange nich imboniern. Aus eich mach ich mir gar nisch. Ken alden Dred! 'n Budel kennt 'r mr nunteruttschen. Von eich laß ich mir meine Laune noch lange nich ordärm. Was bild'n ihr eich iewrhaubt ein, ihr... So, das nennt mr Sonne im Herzen?

Ja.

Du, Babba!

Was dn?

Das klabbt ja großart'g.

Wie dn?

Unser Lärer hat heute nämlich ooch noch gesagt, ich dächt wahrscheintlich se Oftern sitzen bleim.

Was? Du vrschlechter Laufsejunge, du fauler Rumb, du miserawler! Laß mich das nich erlähm, ich doch dich krumm unn lahm, wennde heemkommst. Wag dich nich zr Diere rein, das sag ich dr! Du... Babba?!

Hm?

Habb Sonne im Herzen!

Pietät.

Is das a richtiger ausgeschobber Hund, den sie da hamn?

Ja, das is unser Bubi. Mier hatten uns so an das Dier gewöhnt. Unn da hamn mier gedacht, wo 'r doht war, mr wollnen wenigstens ausgeschoben lassen, daß mrn um uns rum behalten kenn. Das hat zwanzig Mark gekost, das Ausschoben. Ah, ich gloowe, mier hätten ooch fuffig bezahlt. Nee, uns von den Hunde trenn, das hätten mier iewrsch Herz gebracht. Dan sinn mier fiel zu biäbätsch o'ranlagt drzu. Mier reden heute noch mit den Hund, unn ichreiheln 'n, unn de Kinder, die halten 'n sogar manchmal a Schidel Wuricht an de Schnauze, — als ob 'r noch lebte.

Nu ja, de Kinder.

Ah, mier Großen ooch. Uns is der Hund genau so ans Herz gewachsen. Wo der doht war, da wolln mier 'ch gar nich gloom.

Awr wenn nu mal de Motten neinkomm in das Fell?

Die warn schon mal drinne. Drum riecht der doch so nach Kampfer. Awr wissense, das war drwegen ooch weiter nisch. Sehns, off der een Seize, da sinn de ganzen Haars abgefressen. Awr seitdem steht der Hund eegentlich erscht richt'g nadierlich aus. Das is nämlich so: So gerne wie mrn hatten, — so a großer Runtreiner war er. Unn wenn der ahmds heemkam, oder

Auch die Dreschmaschine versucht jetzt zu schlafen, es will ihr nur nicht gelingen. Irgend etwas tut ihr weh. Sie könnte es nicht sagen, wo der Schmerz sitzt, ob im Schüttelwerk oder in der Welle. Vielleicht ist es auch nur die Anstrengung des vergangenen Werkstages, die ihr noch in den Gliedern steckt. Im Halbschlaf steht und hört die Dreschmaschine nun manche Dinge, die der Inspektor nicht sehen und hören kann. In die stummen, steifen Kornsäcke kommt plötzlich Bewegung, es sieht im Halbdunkel aus, als versuchten die Kornsäcke zu hüpfen, erst plump und dann schneller. Sie tanzen ja, denkt die Dreschmaschine und möchte nun ihre Räder mitlaufen lassen, um die Mühl dazu zu machen. Aber sie stöhnt nur etwas. Der Eleve hat wieder vergessen, die Räder richtig zu ölen. Man müßte es dem Inspektor sagen. Ein schöner Inspektor, denkt die Dreschmaschine, er versteht mich nicht, wenn ich ihm das sage. Er versteht mich immer erst dann, wenn schon etwas in mir entzweigegangen ist.

Hulch... hulch... was ist denn das, Hulch. Es läuft über den Leib der Dreschmaschine: Feldmäusel! Das ist nicht angenehm, aber was soll man machen? Man läßt sich kigeln und versucht einzuschlafen.

Oben auf dem Banfen ist es auch recht lebendig. Die müden Gabeln rühren sich zwar nicht, sie schlafen steif und traumlos etwas nach vornübergefunken, aber Mäuse kommen aus Winkeln und Löchern mit lustig blinzelnden Neuglein, denn es wird hier oben ein richtiges Fest gefeiert mit Tanz und Schmaus auf einem roten Kopftuch, das eine Magd vergessen hat, hält die Mäuselkönigin Hof.

Morgens in aller Frühe, wenn das Frühlucht noch kaum durch die kleinen Fenster der Scheune äugt und in den Ställen das Vieh unruhig zu werden beginnt, wird dann plötzlich raselnd das Tor aufgeschloffen und geöffnet. Der Mechaniker ist da.

Vor Schreck erstarren die Säde, die Mäuse hüpfen in ihre Löcher zurück, die Gabeln wachen auf und gähnen müde und die Dreschmaschine sieht den Mechaniker neugierig an. Sie kann nicht sagen, wo es ihr weh tut, sie kann auch nicht erzählen, was sie in der Nacht gesehen und gehört hat. Der Inspektor würde laut auflachen und mit der Reitgerie gegen seine hohen Stiefel schlagen. Darum liebt die Dreschmaschine den Mechaniker mehr als den Herrn Inspektor, er ist nicht so von oben herab zu ihr und versteht sie auch besser.

Um sieben Uhr kommen dann wieder die Gutsarbeiter in die Scheune. Der Einleger steigt auf den Dreschkasten, das Mädchen hinten an der Strohprelle bindet sich ein neues Kopftuch um, und die Mädchen oben auf dem Banfen gähnen und rädeln sich noch einmal, ehe sie zur Garbengabel greifen. Der Motor summt auf, die Riemen gleiten glatt, die Welle dreht sich ausgeschlafen, das Schüttelwerk kommt in zitternde Bewegung, die ganze Dreschmaschine ist wie verwandelt und in voller Tätigkeit.

Kurt Rudolf Neubert.

fried, je nachdem, da sah der jedesmal genau so raub'g aus wie dort, wo der Mottenfraß is. Nowr, Bubi, so eener warst du? Gloomse, wenn ichn sowas frag, wie ähm jetzt zum Beischbiel, da is mir 'ch eegal, als mühte der Hund dn Kobb rumdrehn unn belln. Se hamns awr ooch schon gemacht frsch Geld.

Die Dogen sinn wohl aus Glas?

Ja. Awr wie nadierlich die sinn. Nowr, das fällt ihn' ooch off. Genau so treihertz'g hat der in Rähm ooch immer geguckt. Ganz genau so. Nee, das müssen schon einsehn, wenn mier so enn Hund vrgessen kennen, da mühten mier doch wer weest wie biäbälos sein. Ich konnte mir nich vrschellen, daß's solche Menschen gibbt.

Da is der wohl an Alterschwäche geschorm?

Ah nee, der war ja noch gar nich so seht alt. Der hätte gans gut noch Schtäder fünf, sechs Jahre lähm kenn.

Nu, an was isse der da geschorm?

Ah, das is so ne Sache. Wennse nich direkt drnach gefragt hätten, hätt's fülleicht nich amal gesagt. Awr a Geheimnis isse nadierlich ooch nich. Wissense, unsre Frieda, die hat doch lorz nachn Krieg geheirat, unn da gabs doch kee Flesch. Awr lumben lassen wollte mr sich drwegen ooch nich. Enn Braten wollte mr den Leiten doch vorsehn. Schon wegen unsern Schwiegerlohn sein Erwanden. Was hätten denn die sonst von een gedacht. Das heest, wenn misch hinterher ansieht, da wärsch ja schließlich eegal gewesen — 's hat nämlich alles nisch genigt. Er hat se drwegen nich lange behalten. Awr das konnte mr doch damals noch nich wissen.

Unn da hamn Sie den Hund...?

Ja, unsern guhden Bubi. Also ich sag ihn', kee Mensch hat was gemerkt. Wies feimste Kalbsfleisch hat der geschmeckt. Manchmal, wenn ichn so offn Fensterbreit schtehn seh, unn ich denke dran, — da leest mir heute noch 's Wasser in Maule zusamm.

Lustige Ede

Seitenprung. „Sie sollen neulich in einem Lokal Ihre Frau abgeküßt haben, daß sich alle Götze darüber aufhielten.“ — „Wenn das meine Frau hört, hält sie sich noch viel mehr darüber auf!“

Zwecklos. „Du schreist ja nicht, wenn dein Vater dich verhaunt?“ — „Hat keinen Zweck, er ist taub!“

Polizeigericht. „Ich mache Sie vor der Vernehmung aufmerksam, Fräulein, daß im englischen Gesetz falsche Altersangabe mit einer Geldstrafe von nicht unter zwanzig Pfund Sterling bedroht ist.“ — „Einen Augenblick. Ich geh' lieber zur Bank.“

Frage. „Opa, warst du auch in der Arche Noahs?“ — „Nein, mein Kind.“ — „Wie bist du denn nicht ertrunken?“

Karlchen. Tante Mathilde kommt zu Besuch, und Karlchen war so artig, daß sie ihm vor der Abfahrt eine Mark schenkt. Karlchen: „Sage Pappi nichts von der Mark.“ Tante: „Das von der Mark darf er ruhig wissen; das ist nichts Unrechtes.“ Karlchen: „Nein. Aber er pumpt mich an.“

Der Gent. „Ernähliges Fräulein tragen kein Korsett. Könnten Sie vielleicht meinen Handschuh aufheben?“

Anglertrophäen. „Treibt Ihr Mann auch Sport?“ — „Selbstverständlich. Passionierter Angler.“ — „Ach so, darum hat er auch so oft zwee verschiedene Stiebel an!“

Verplappert. „Ich hätte geschworen, dich zu heiraten?“ Wo soll denn das gewesen sein? — „Im Stadtpark unter der großen Eiche.“ — „Schwindel. Das war ja 'ne Linde!“

Ein tüchtiger Geschäftsmann.

Mr. Kniderhoder hatte einen Autounfall. Mitleidige Landleute stärten den Erschöpften mit einer Mischung von Milch und Whisky. Mit kaum vernembar Stimme sagte der Verunglückte: „Ich biete 2000 Dollar für diese Kuh.“

Sonntagsdienst der Kassenärzte Der D. M. K. Ch. für Katowice I von Sonnabend, den 5. Oktober, nachmittags 2 Uhr, bis Sonntag, den 6. Oktober nachts 12 Uhr: Dr. Bloch, Marjacka 7, Dr. Herlinger, Piłsudskiego 21, San.-Rat Dr. Prossauer, 3-go Maja 10.

Zur Verschönerung des Straßenbildes. Vor einigen Tagen wurde im Auftrage des Magistrats Kattowitz der offene Graben zwischen dem Plac R. S. Londzina und der ulica Wojciechowskiego im Ortsteil Jalenze mittels Zementrohre kanalisiert. Nach erfolgter Aufschüttung mit Erdmassen und Vornahme der Pflasterungsarbeiten wurde auf diese Weise der bisherige Bürgersteig um einen weiteren Meter breiter gemacht.

Kattowitz wird wieder einmal deforiert. Anlässlich des am kommenden Sonntag stattfindenden 10-jährigen Bestehens des 73. Infanterie-Regiments in Kattowitz werden durch die städtische Gartenbauverwaltung an den verkehrsreichsten Straßen und Plätzen von Groß-Kattowitz, Deforiationen vorgenommen. In den Vormittagsstunden findet am Kattowitzer Ring ein Feldgottesdienst statt. An der Straßenkreuzung ulica 3-go Maja und Slowackiego erfolgt die Defilade.

Pferde- und Viehmarkt. Auf dem freien Platz hinter der städtischen Fleischhalle in Kattowitz findet am kommenden Dienstag der nächste Pferde- und Viehmarkt statt. Der Auftrieb erfolgt in der Zeit von 9-12 Uhr vorm. Aufgetrieben werden können, Pferde, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen.

Ausgebrochene Hundetollwut. In Kattowitz, sowie im Ortsteil Domb ist nach einer Mitteilung der Polizeidirektion die Hundetollwut ausgebrochen. Seitens der Behörden sind bereits die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen angeordnet worden.

Königshütte und Umgebung

Kartoffelfeuer.

Stolz sind die Weinbauer am Rhein und an der Mosel jezt im Zeichen ihrer Ernte, wenn sie den jungen Most, das köstliche Erzeugnis ihrer Arbeit eines langen Jahres kosten. Das ist das äußerlich sichtbare Zeichen, daß der Herbst da ist.

Wir Oberschlesier sind bescheidener. Die klimatischen Verhältnisse unserer Provinz gestatten keinen Weinanbau. Das Land der schwarzen Diamanten, der rauchenden Industriefloten, läßt eine ungebundene Fröhlichkeit, wie wir sie überall in der Natur reicher gegener Länder finden, nicht aufkommen. Unsere Landsleute sind ernst, schwerfällig und hart. Hart wie ihre Arbeit an den glühenden Hoch- und Martinöfen, in der Hitze des Walzwerkes, in dem ewigen Dunkel im tiefstem Innern der Erde. Rauh in ihrem Wesen, aber ehrlich und gerade.

Arm ist unser Industrieland an Naturschönheiten. Aermmer noch in der Herbstzeit, wenn die Felder öde und brach daliegen. Und dennoch liegt ein Zauber über der ober-schlesischen Herbstlandschaft, den nur der versteht, der sich mit diesem Lande verbunden fühlt. Wenn die Kartoffeln geerntet werden, wenn arbeitssame Frauen in ihrer typischen Tracht Furchen um Furchen hüden nachsuchen und die Früchte aus der Erde haben, wenn kühle Winde über die öden Felder streichen, dann ist die Zeit gekommen, wo die Kartoffelfeuer aufladern. Die Jugend facht sie an und hat ihre Freude daran. Wer weiß von seiner Jugend her, nicht den Genuß der im Feuer gerösteten Kartoffeln zu schätzen! Wer kennt nicht die Romantik des Kartoffelfeuers? Jung und alt umstehen den qualmenden Haufen Kartoffelfeuer und wärmen ihre erstarren Hände am knisternden Feuer.

Kartoffelfeuer! Der Rheinländer hat seine Weinernte, wir Oberschlesier unsere Kartoffelernte. Und wenn über die Felder unserer ober-schlesischen Heimat der schwelende Qualm der Kartoffelfeuer zieht, wenn in der Dämmerstunde die letzten verlöschenden Flämmchen der kleinen Feuer gegen den Himmel züngeln, dann wissen auch wir: Der Herbst ist da.

Ein Viertel Jahrhundert gemeinsames Eheleben. Am gestrigen Tage konnte Genosse Paul Okei mit seiner Ehefrau Hedwig, geb. Jagoda, die silberne Hochzeit begehen. Still, wie sein Wesen, war dieser nichtalltägliche Tag begegangen, denn man hatte niemandem etwas verlautet. Auf Grund dessen gratulieren wir auch erst nachträglich.

Wichtig für die Sparer der Königshütte. Es wird bekanntgemacht, daß die letzte Rate der aufgewerteten Sparguthaben mit dem 31. Dezember d. Js. fällig wird. Die Gläubiger werden hiervon in Kenntnis gesetzt mit dem ausdrücklichen Hinweis, daß nicht abgehobene Spareinlagen beim Gericht hinterlegt und infolgedessen nicht mehr verzinst werden. Der Beginn der Auszahlung der letzten Rate wird noch bekanntgegeben werden.

Neue Besuchszeit im städtischen Erholungsheim in Orzesze. Der Magistrat macht die Eltern derjenigen Kinder, die nach dem städtischen Erholungsheim in Orzesze verschickt wurden, darauf aufmerksam, daß der Besuch der Kinder nur am Sonntag in der Zeit von 2-6 Uhr nachmittags erlaubt ist.

Erklärungen für den Wirtschaftsfonds. Die Stadtverwaltung weist darauf hin, daß spätestens bis zum 10. d. Mts., die Deklarationen (Formulare) für den Schlesischen Wirtschaftsfonds abzugeben sind. Genannte Formulare werden im Rathaus, Steuerbüro, ausgegeben. Säumige können bis zu 1000 Floty Geldstrafe belegt werden.

Städtische Verteigerung. Am Sonnabend, den 5. Oktober, nachmittags 10 Uhr, werden im Hofe des städtischen Feuerwehrdepots mehrere Möbelfstücke und ein Kügel, Marke „Stedtel“, versteigert.

Für den Winter. Beim Kaufmann Max Heilmann, von der ul. Bytomska 49, wurden eine große Anzahl verschiedener Konserven gestohlen. Im Laufe der Untersuchung wurde ein gewisser Josef S., von der ul. Krzywowa 15, unter dem Verdacht, den Einbruch begangen zu haben, von der Polizei festgenommen.

Ein feiner Teilhaber. Eine gewisse Havera Maximilian aus Stanislaw brachte beim Polizeikommissariat zur Anzeige, daß ihr Teilhaber L., ihr eine Summe von 6400 Floty veruntreut hat. Eine Untersuchung dieser Veruntreuung wurde eingeleitet.

Ob sie es war? Bei der Polizei brachte Frau Bronislawa Jeczewska von der ulica Katowicka 20 zur Anzeige, daß ihr ärmliches nachgemachten Schlüssels aus der Wohnung 800 Floty gestohlen wurden. Unter dem Verdacht den Diebstahl ausgeführt zu haben, wurde das bei ihr beschäftigte Dienstmädchen Selma K. aus Kattowitz festgenommen.

Siemianowik

Der Kletterer.

Es ist nicht ganz klar, ob die Belegschaft der Richtigkeits bereits derartig verunsichert ist, oder an Verständnis abgenommen hat, daß verschiedene Belegschaftsmitglieder angesichts eines Vorgefallenen einfach den Kopf verlieren. Man kann annehmen, daß obige Ausführungen nur auf einen Bruchteil Prozent der Belegschaft zutreffen und eher

Borftampfabend Hindenburg—Myslowik

Der gestrige internationale Borftampfabend, in welchem die Borftampfabend des Hindenburg A. B. C. nach Myslowik verpflichtet waren fand im Saale des Hotels „Polonia“ statt und war in sportlicher Beziehung die Eröffnung der Winterfaison für Myslowik durch den K. S. 09 Myslowik. Die Kämpfe nahmen bis auf einzelne Ausnahme einen interessanten Verlauf. Allerdings fehlte Mierzwa vom A. B. C. auf dessen Kampf mit Bara man allgemein gespannt war.

Bei den meisten Kämpfen war vielfach Luftmangel zu bemerken. Als Ringrichter fungierte Sнопек zur größten Zufriedenheit.

Im Papiergewicht konnte Moczo III gegen Brause 09 einen Punktsieg erringen.

Im Fliegengewicht war Kroll A. B. C. dem Knoff-Stadion nur in der dritten Runde überlegen und erreichte einen Punktsieg.

Im Bantamgewicht gab es eine Enttäuschung, da Taffarek B. K. S. und Kruppa 09 nicht den erwarteten schönen Kampf lieferten. Beide kämpften ungenau. Nur Taffarek zeigte einige technische Vorteile gegenüber seinem Gegner und errang einen Punktsieg.

Der Kampf im Federgewicht brachte eine ungleiche Paarung zwischen Wybraniec 09 und Cieslik A. B. C. Wybraniec brachte seinen Gegner mit seinen wilden

Schwingern oft in Bedrängnis und ging aus dem Kampfe als klarer Punktsieger hervor. In derselben Klasse kämpfte Orzegowski 09 und Plewik A. B. C. die beide einen sehr schönen und flotten Kampf zeigten. Der Kampf endete mit einem Unentschieden.

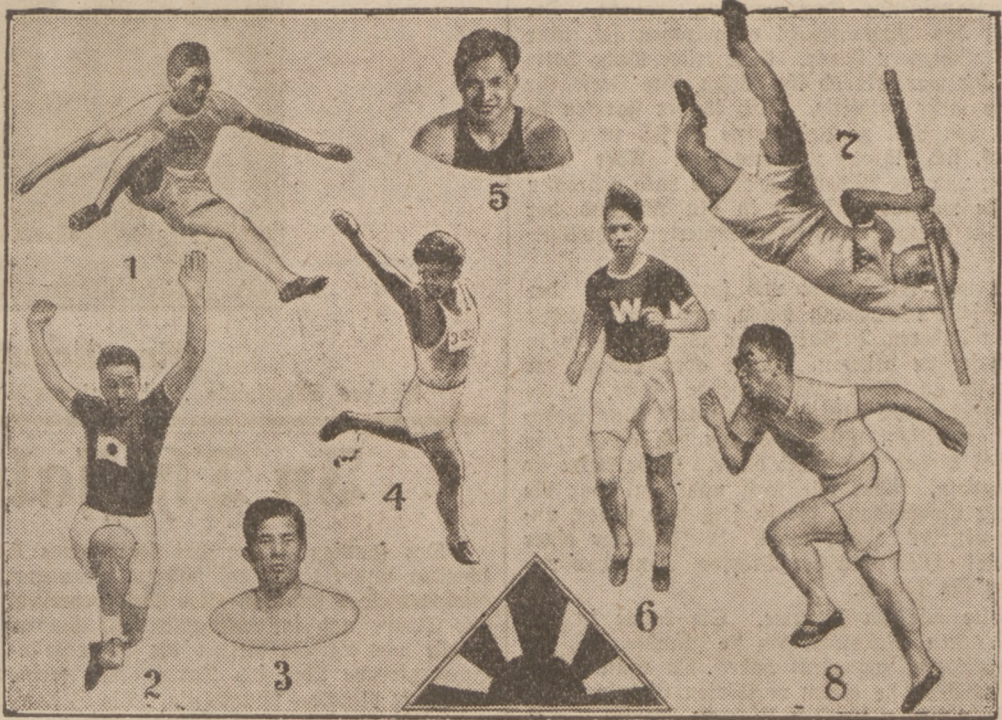
Im Leichtgewicht, wo wiederum eine ungleiche Paarung stattfand, zwischen Biewald A. B. C. und Kotulla-Stadion, stand die technische Überlegenheit Biewalds von vornherein fest und brachte diesem einen Punktsieg.

Im Mischgewicht brachte Nowara A. B. C. im Kampfe mit Niesobocki-Stadion nicht das, was von ihm erwartet wurde. Allerdings stand Nowara zum ersten Mal im Ring und mußte vielfach die Bretter aufsuchen. Wegen Überlegenheit wurde Niesobocki der technische i. o.-Sieg zugesprochen.

Im Weltergewicht standen sich Swoboda A. B. C. und Bara 09 gegenüber, wobei Letzterer einen i. o.-Sieg gleich in der ersten Runde errang.

Eine tolle Schlägerei veranstalteten im Mischgewicht Amieczal A. B. C. und Latoska-Stadion, welche unentschieden verlief.

Der letzte Kampf im Halbschwergewicht war gleichfalls eine wüste Schlägerei, welche zugunsten des Hindenburgers entschieden wurde.



Die Gegner der deutschen Leichtathleten beim Länderkampf Deutschland—Japan

der am 5. und 6. September in Tokio ausgetragen wird: 1. Niki (Hürdenlauf) — 2. Tenambe (Weitsprung) — 3. Toki (Mehrkampf) — 4. Oita (Kugelschleßen) — 5. Oda (Weitsprung) — 6. Kimura (lange Strede) — 7. Nakazawa (Stabhochsprung) — 8. Mizawa (kurze Strede). Born: das Abzeichen, das die japanischen Leichtathleten tragen.

Gewinne der Staatslotterie

15000 Zl gewann Nr. 22712.
10000 Zl gewann Nr. 67439.
5000 Zl gewannen Nr. 56937 68905 88339.
3000 Zl gewannen Nr. 36206 104642 105733 125641.
2000 Zl gewannen Nr. 4269 12584 19605 43002 46615 51062 59783 81373 90977 114375 133296 161295 179686 180297.
1000 Zl gewannen Nr. 26008 37588 40732 49714 53925 58729 82922 95452 112661 134870 139835 141570 143954 183530.
600 Zl gewannen Nr. 1238 2755 14868 27280 30891 38037 45758 56935 59309 61367 65885 93287 104803 145624 145670 169261 170956 171706 178816 178829 179112 183672.
500 Zl gewannen Nr. 2632 4619 6511 6626 7246 10091 10135 11471 13099 14353 14380 14776 15846 15852 16445 17865 17929 19262 19276 19741 22802 22972 25123 27052 29711 29751 29886 35920 37185 40506 41498 44702 45612 45673 46356 47783 49411 49854 50041 51070 52389 53742 54197 54656 56132 58980 60629 62533 63866 65775 67002 67366 73110 77726 78149 79395 80888 81960 81981 85780 86129 86227 87003 87415 88264 89381 89576 90186 90333 93077 93654 99855 101107 103640 104402 104832 105200 107282 107687 107720 108327 109848 110306 110323 111521 111606 112132 113323 115395 118156 118381 119639 119004 120426 121445 122466 122576 123090 123900 124380 126082 127594 127622 128701 129420 129520 131783 134334 135646 135840 136335 137992 138666 139890 141646 141672 142057 142607 143104 143793 144595 147418 147513 151426 151713 151856 153711 156217 161479 161852 162893 163195 165199 167280 168199 169193 170584 170670 170942 173740 176584 177958 179410 182050.

überall anderswo, als freigewerkschaftlich organisiert sind. Folgender amüsanter Vorfall erinnert stark an den Verband der „Czyrpyten“.

War da eine größere Befahrung höherer Herrschaften des neuen Regimes angelegt. Ein Teil der Belegschaft wurde nervös, denn so ein Direktor usw. ist eben schon ein fast göttliches Wesen. Alles klappte sonst tadellos. Die Maschinen waren fast poliert, man stand stramm und grüßte mit einem herzlichen „Szczesny Boze“, denn das ist sehr wesentlich. Leider fehlte doch eine Kleinigkeit. Die Lokomotive hatte keine Treppe, um das Einsteigen zu erleichtern. Die großen Geister wukten sich aber Rat. Als nämlich der hochwohlgebliche Direktor in den Sitz einsteigen wollte, legte sich der Sanator K. K. in Höhe vor die Maschine und der Direktor sollte ihn als Trittbrett benutzen. Allerdings lehnte dieser vernünftigerweise diese Zumutung ab. Der Vorfall ist heut Tagesgespräch im Betriebe und der zugehörige Spott fällt natürlich nicht aus. Es geschehen halt immer noch Dinge in den Betrieben.

Umbau der Apollo-Bühne.

Trotz der großzügigen Aufmachung des neuen Apollo-Kinos, seit von Seiten der beiden alten Kintempel eine derartige Konkurrenz ein, daß sich der Besitzer veranlaßt fühlt, einen Gegenzug zu machen. Es wird deshalb ein Umbau der Bühne in eine Drehbühne vorgenommen. Diese wird aus 3 Zimmern, einem Erker, einem Salon und einem Bauernzimmer bestehen. Die Rampenbeleuchtung wird von 6 Lampen auf 30 Lampen und 2 Reflektoren erhöht. Verpflichtet sind Mitglieder des Kattowitzer Stadttheaters und

Apollos zur Vorführung von Einaktern, Netzs und turnerischen Attraktionen. Ob diese auch in deutscher Sprache stattfinden werden, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir wollen es aber bestenfalls erwarten.

Wieder regelmäßige Abfahrtszeiten. Die Schließung der Pöjener Ausstellung hat zufolge, daß die manchesmal mit ½ Stunde Verspätung eintreffenden Personenzüge, welche in Lublink den Anschluß der Pöjener Schnellzüge abwarten mußten, wieder fahrplanmäßig einlaufen. Es ist zu erwarten, daß dadurch auch das häufige Zusammentreffen zweier entgegengesetzten Züge auf dem sehr schmalen Siemianowitzer Perron vermieden wird. Noch ist kein Unfall vorgefallen, aber die Situation ist dort bei diesem Zugverkehr äußerst gefährlich. Man dürfte das Kind nicht erst in den Brunnen fallen lassen.

Erhängt. Am Donnerstag in den Mittagsstunden, wurde auf der Kirchstraße 6, der 31-jährige Dreher M. erhängt aufgefunden. M. lebte in geregelten Verhältnissen und war in der Bauhütte beschäftigt. Er bemühte die augenblickliche Abwesenheit seiner Angehörigen und erhängte sich am Fenstergeländer. M. litt in letzter Zeit an Schwermutausfällen.

Myslowik

Aus der Sitzung des Myslowiker Magistrats.

Zu Anfang der Sitzung wurde beschlossen den Myslowiker Stadtverordneten das Projekt des Ortstatuts betreffend die Auszahlung der umgerechneten Kommunalzulagen an Stelle der ärztlichen Beihilfe und der Ermäßigungen der Reisepfenn auf den städtischen Bahnen für die kontraktmäßigen Funktionäre, welche in der Krankenkasse versichert sind.

Darauf wurden eingelaufene Offerten durchgesehen wie für den Bau einer 22-klassigen Volksschule, Renovationsarbeiten des Wohnhauses am alten Ring, Dachdecker- und Installationsarbeiten am städtischen Gebäude, am städtischen Elektrizitätswerk und Tischlerarbeiten in der Bibliothek des städtischen Krankenhauses.

In Verbindung mit den Erweiterungsarbeiten an den Straßenbahngleisen an der Beuthenerstraße wurde das städtische Bauamt ermächtigt, dortselbst eine durchgreifende Pflasterung der Straße vorzunehmen.

Darauf wurden die Ausgaben für die Fertigstellung der Beleuchtungsinstallationen an der Bergstraße bewilligt. — Die Inhaberin der Speisehalle an der Beuthenerstraße erhält die Erlaubnis zum Ausschank nicht alkoholischer Getränke.

In Angelegenheit der bevorstehenden Ausstellung in Kattowitz wurde beschlossen, mit dem in Posen ausgestellten Material der Stadt Myslowik die Ausstellungshallen zu beschicken, wie es auch die anderen ober-schlesischen Städte tun werden.

Zum Schluß wurden Steuer- und laufende Verwaltungsangelegenheiten besprochen. Daneben wurden die Berichte über die Übernahme der Maurerarbeiten in der Viehhalle des Zentralviehhofes, welche von der Firma „Spojnia“ ausgeführt worden sind, sowie die Blech- und Tischlerarbeiten dortselbst, ausgeführt von der Firma Jakrzewski, Myslowik, zur Kenntnis genommen.

Abschied von der Welt

Von Eberhard Buchner.

Laurencia Hernandez hatte sich eines Morgens erhoben, nach einer Nacht, die kausch war als die meisten ihrer Nächte. Sie erinnerte sich dunkel eines Traumes, und während sie sich das Haar puderte, suchte sie sich seine Scherben zusammen und konnte sich nur schwer erklären, warum sich ihr über diesem Spiel, an dem sie sich schon so oft ergötzt hatte, heute Tränen in die Augen drängen wollten. Sie deckte ein blütenweißes Musselintuch über ihren Busen, und kein Männerauge hätte ohne Erregung beobachten können, wie sich der Schnee des Stoffes, unter dem sich die Hügel der Brüste vollständig in ihren Konturen zeichneten, in stürmischen Pulsen hob und senkte. Sie griff nach ihrem Schleiertopfschuh, der Koffia, aber anstatt sie ins Haar zu drücken, verlor sich ihre Hand tändelnd in den vielbewunderten schwarzen Spitzen, und unter einem fremden Lächeln, wie es noch keiner je an ihr gesehen, sank sie auf einen Sessel nieder, um zu sinnen und zu träumen. Nun wußte sie auch, was sie im Schlafe gesehen hatte. Nicht viel, nur zwei Augen, aber es ging von ihnen eine Ladung aus, die noch jetzt in der Erinnerung ihr Blut erstarren ließ. War der Blick, der sie getroffen hatte, Seligkeit — war er Verdammnis? Laurencia griff von neuem nach der Koffia, aber sie entfiel ihrer Hand.

Noch nach Stunden lag die Koffia wartend auf dem Toiletentisch. Die Duenna hatte mehr als einmal Besuch gemeldet: Offiziere, Edelleute, hohe Beamte. Laurencia hatte nur gelächelt und eine vernünftige Kopfbewegung gemacht. Die Duenna meldete, daß das Mittagmahl aufgetragen sei, aber Laurencia rührte sich nicht vom Fleck. Eine träge Ruhe hatte sie überkommen, und ihr war, als ob ihr Wesen, ihre Seele, ihr Denken ihr mehr und mehr entglitte. Noch immer starrten sie zwei Augen an, und von Zeit zu Zeit raffte sie sich zu einem schwachen Versuch auf, sich ihrer zu erwehren. Aber ihre Energie schmolz dahin, und der Widerstand mußte bald gebrochen sein. Dann würde sie wortlos versinken in den Abgrund, der sich hinter diesen Augen auftrat. Und sie erschauerte in wollüstigem Erschrecken.

All dies Erleben war unbestimmt und formlos wie der Traum, von dem es seinen Ausgang nahm, und zuerst wußte Laurencia es mit den äußeren Begebenheiten ihres Daseins in keinerlei Zusammenhang zu bringen. Dann aber erkannte sie die Erkenntnis, daß sie an einer Lebenswende stehe. Diese Augen, tief wie unergründliche Brunnen, erweckten eine Sehnsucht in ihr, die sie gewaltsam hinaushob aus den Gleisen, in denen sich ihr Schicksal bisher abgespielt hatte. Liebe hatte sie genommen, Liebe gegeben. Aber wie kurz und schal war die Gabe, gemessen an der Empfindung, die sie jetzt dem neuen, unbekannten Ziel entgegenhielt! Liebet wohl, ihr Irtrümler einer verirrten kleinen Seele! Was will der Tropfen, wenn das unermessliche Meer über ihn kommt.

Laurencia handelte wie im Traume. Sie kniete in der Kirche vor einer hölzernen Madonna, bis sie glaubte, daß die Gnadenreiche ihr Gewährung zugewinkt habe. Da rannen ihre Tränen. Aber bald machten sie einem verklärten Lächeln Platz, das ihrem Gesicht einen neuen süßesten Liebreiz schenkte. „Sei mein“, flüsterte Don Monso, aber sie strich ihm nur schweigend über sein junges, ungehindertes Haar. „Ich lege dir alle Schätze der Welt zu Füßen“, schwor der Prinz von Aragonien, doch sie verhüllte sich das Gesicht und weinte.

Noch heute gibt es in Madrid die „Bruderschaft von den sieben Todsünden“. Am Abend, wenn es dämmerte, ziehen die Brüder zu zweien, eine Laterne in der Hand, durch die Straßen, schellen mit einer kleinen Glode und bitten um Almosen. Die Gaben fließen reichlich, dann die Sammlung dient dazu, Messen für die armen Zeitgenossen zu lesen, die im Bann einer Todsünde dahingleben. Laurencia hatte des einfältigen Treibens der Brüder oft gelacht. Nun aber fand sie den Weg zum Bruder Prior und hatte ein langes Gespräch mit ihm. Das Ergebnis bestand in der Vereinbarung, daß für sie im Dürnenkloster ein Platz bereitgehalten werden sollte. „Dürnenkloster“ nannte der Volksmund respektlos das „Kloster der reuigen Schwestern“, in das nur von der Bruderschaft empfohlene Frauen Aufnahme fanden, die mindestens zeitweise als öffentliche Venuspriesterinnen tätig gewesen waren. Der Priester hatte Laurencia, der es auf Geld nicht ankommen brachte, nahegelegt, eine andere fromme Zufluchtsstätte aufzusuchen. Aber sie ließ sich nicht beirren. Der öffentliche Schimpf, der an ihrer Wahl hing, schreckte sie nicht. Ja, sie begehrte feiner, als wäre er ein erstrebenswertes Ehrenzeichen.

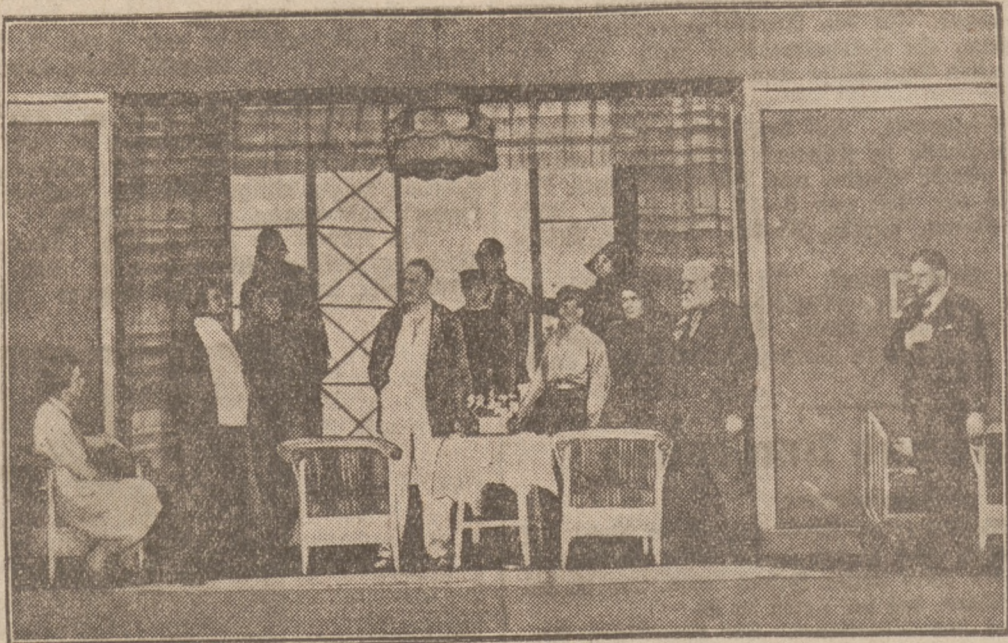
Am ersten Sonntag im Mai sollte ihr Eintritt ins Kloster erfolgen. Die Brüder von den Sieben Todsünden hatten es übernommen, die schöne Novizin an den heiligen Ort hinüberzuleiten. In freudlos schwarzen Kutten gehüllt stand der Trupp der Brüder um die Mittagsstunde auf der Straße, und Laurencia legte sich das Lustigste der Gewänder an, das sich in ihren Schränken fand. Es war hell und leicht wie der Maien- tag und paßte wenig zu der Grabesstimmung, die sie draußen in Empfang nehmen sollte. Leichtfüßig sprang sie die Treppe hinab, und sie fröstelte, als sie die schwarzen Kutten erblühte. Dann aber blinkte ihr Auge auf, denn sie erkannte Don Monso, der ein wenig absteigend stand, traurig und verhärtet, aber einen Strahl roter Tulpen in der Hand. Während die Brüder zu ihr traten, um sie in ihre Mitte zu nehmen, winkte sie ihm zu, und

das Lächeln, das die leichte Neigung ihres Kopfes begleitete, war fröhlich und schien eher eine monnenaufregende Verheißung als Schmerz und Entbehrung in sich zu schließen.

Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Er hatte einen weiten Weg, aber niemand ermüdete oder blieb zurück. Nein, die Menge wuchs von Schritt zu Schritt, denn aus jedem Hause schlossen sich neue Begleiterscharen an. Hier und da Frauen und Kinder, neugierig, die schöne Dürne, von deren Abenteuern man sich in Salons und Höfen unter scheinheiligen Bekrenzungen verwegene Proben zuschlürfte, von Angesicht zu schauen.

An der Pforte des Klosters stand die Abtissin zur Bewillkommung gemüht. Als jedoch der Zug anhielt, wandte sich Laurencia nach ihrem Gefolge um, und Monso trat an ihre Seite. Sie neigte sich ihm zu, und, als wäre es so von langer Hand geplant gewesen, griff er, zag, wie ein noch unerprobter Liebhaber, nach ihr und nahm sie, eine leichte, holde Last, in die Arme. Mund fand sich zu Mund, und allen, die das unerhörte Schauspiel mit ansahen, stand einen Augenblick das Herz still. Dann trat der Prinz an Monso's Stelle und nach ihm ein anderer und wieder ein anderer. Keiner stand zurück, und Laurencia hatte viele heiße Küsse zu nehmen und zu geben.

Erst als sie sich aus dem Arme des letzten ihrer Liebhaber sanft gelöst hatte, trat die Abtissin an die neue Schwester heran und führte sie in das Kloster. Dröhnend schlug die Pforte hinter ihnen ins Schloß.



Eine Uraufführung im Chemnitzer Stadttheater

die des Schauspiels „Präsidentenwahl“ von Max Halbe, die mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde.

In Thessaliens tiefsten Gründen...

Der sonnige Süden hat sein neues Sensationchen. Heuschrecken und Hagelschlag, schlechte Traubenernte und verragete Melonenfelder sind von aller Welt vergessen, und in Klubs, auf der Straße und in verstaubten Antiquaraten reißt man sich die Häute vor Lachen, jähren die Zwerchfelle vor quieschender Schadenfreude über die Taten einer wohlhabenden Nachkommen- schaft Rinaldo Rinaldis. Die Zeiten des kleinen Burdes sind auch in den jungfräulichen Gesüden von Hellas von der Tagesordnung gestrichen; wenn schon, denn schon; kräftige Gänge packen zu und im Handumdrehen sitzen hundert Nachkommen des tapferen Ajax und der liebreizenden Naustaa in der Mausefalle, kaum zweihundert Kilometer vor den Toren Athens. Männer, Frauen und Kinder. Und nicht etwa eine geringe Klientel, sondern fette Briefträger, gerundete Bäuche von Senatoren und Deputierten, schlaftrübe Knie eines Polizeihauptlings, Ohnmacht im Busen blaspärrer Damen und kindliche Freude über die Ankunft bei schwarzlockigen Buben und Mädchen. „Ein freches Ding“, kommentieren die Zeitungen, „Mein Thron wackelt“, zeternt Herr Benigelos, wohlhabender griechischer Premierminister, und das ganze Kabinett hält sich an Vaters Hofe fest und versteckt sich hinter seinem breiten Buckel.

Räuber hin — Räuber her; erste Aufgabe der neuen Regierung ist Ausrottung des Räuberwesens und Wiederherstellung der staatlichen Autorität und persönlichen Sicherheit! Heute noch flattern Papierreflektierte Luftigen Plakate an Athens Anschlagbrettern — sie feiern bereits vor Wochen ihren einjährigen Geburtstag und werden dem Kreter auch nach seinem Sturze vom Goldhörnklepper nachwinken. Denn Hellas raubt feste; in Epirus, in Thessalien, auf dem Peloponnes. Es gibt hier Bandendiebstahl mit eifigen Stalps am Gürtel und eifigen Willkürchen in der Hofentafel, die von Lösegeldern herkommen. Da werden auf Geheiß der Regierung oppositionelle Anwärter auf Deputiertenstuhl, die sich auf der Wahl- Propagandareise befinden, aus dem Auto gehoben und bei Wasser und Brot so lange unter eine Kiefer geleßt, bis der Wahltag vorbei, der Wahltag verloren und der wartende Parlamentarierhut auf den Scheitel des Gegners aus dem Regierungslager gesteckt ist. Da werden unbequeme Richter geraubt und zur Gerechtigkeit befördert. Da zeternt Schweinehändler um ihr bißchen armseliges Leben, um mit abgegränzten und ent- fetteten Bänken erst wieder der Spitze widerstehen zu wer- den, wenn sie eifliche Hunderttausende in Form von Lösegeld durch ihre Angehörigen hinterlegen lassen.

Je feiner die Schale, desto höher der Tarif, je fetter das Opfer, desto goldschwerer das Lösegeld. So geht es seit Jahren.

Zu machen ist in solchen Fällen nichts. Hellas nennt das Romantik. Denn Räuber und schwarze Männer in Griechenland sind Nationalhelden, zu denen das Volk wie zu Helden auf Schritt und Tritt hilft, die er vor den Häschern verbirgt, während er Räppis und Klitten auf räusche Spuren heßt. Griechische Räuber sind keine Raubmörder. Ihr Handwerk ist in den Augen der Gebirgler Gotteshandwerk. Goldschwere Passagen werden mit Stafetten gemeldet, und die Beute wird geteilt.

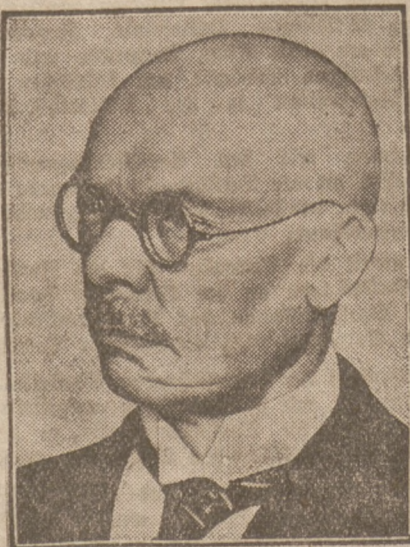
Salsabschneiden ist erst dann Mittel zum Zweck, wenn säu- mige Zahler an ihre Pflichten erinnert werden müssen. Alles bewegt sich streng in den Bahnen der Kodices, und Fremde, die der Zufall in das Reich des Piraten führt, dürfen unberaubt und unbeachtet nach Vorlage und Gutbefund eines ordnungsge- mäß von der zuständigen Heimatpolizeibehörde ausgestelltem und der kompetenten griechischen Auslandsvertretung visierten Reisepasses ihren Tripp durch die Pluren, Wälder und Gebirge fortsetzen, ohne für ihr Leben und Schicksal fürchten zu müssen. Die höchste Zierde ist die Gastfreundschaft.

Anders geht es der einheimischen Sippe, die der Griechen Merkmal in Gargel und Junge zu sitzen haben. Kein Pardon; ein Rinaldo rechts, ein Rinaldini links: vorwärts marsch! Gegen Löcher gibt es blaue Bögen oder auch ein Scheit aus schwarzem Olivenholz auf den Scheitel. Wege werden began- gen, Schluchten durchkreuzt, Berge erklimmt, von denen der griechische Innenminister nicht einmal im Traum eine Ahnung und der Große Generalstab in Athen noch nicht einmal eine Karte hat.

Wege und Pfade, Stege und Hohlwege, in deren Erstreckung nur ganz wenige eingeweiht sind, und die einer, der dieses Territorium auch zehnmal durchschritt, sicherlich das elfte Mal nicht wiederfinden würde. Nachdem das Opfer bewacht an einem bestimmten Orte zurückgelassen wurde, werden Zwischenhändler mit dem Ausbilden des Lösegeldes beauftragt. In den meisten Fällen wird eine fünfjährige Frist gestellt, eine Bräute, ein bestimmter Kilometerstein, ein hervorragender Baum angegeben, unter den in genau vorgeschriebener Weise das Lösegeld, über das sich handeln läßt, zu legen ist. Polizei, Gendarmerie oder gar Militär zu alarmieren, ist nicht nur zwecklos, sondern auch sinnlos, und der oder die Gefangenen werden unmißversteht der Gefahr ausgesetzt, ihren Kopf zu verlieren. Es bleibt in Griechenlands unsicheren und unzulänglichen Provinzen einfach nichts anderes übrig als zu bezahlen, den Gefangenen auszulösen und darauf zu warten, daß die staatliche Gewalt ganze Banden oder wenigstens einzelne Banden- mitglieder hinter Schloß und Riegel und schließlich an den Galgen bringt. Bei dem Wagemut der Banditen und der Zähig- keit, mit der diese bis zum letzten Atemzuge ihr Leben, das so oder so verwickelt ist, verteidigen, ist das freilich eine Hoffnung, die nie in Erfüllung geht.

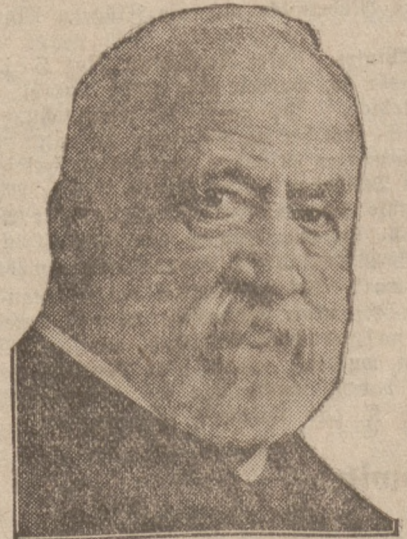
Die Chronik der letzten Jahre meldet dieser Taten unge- zählt, heute hier, morgen dort, direkt unter der Autorität und den Augen der Behörden. Man berichtet in den Spalten der Presse von Millionen, die ihren Weg ins Gebirge nahmen, von Gold und Silber, das zu Lösegeldern herhalten muß. Man meldet die Namen der Gefangenen und umrandet mit schwar- zen Balken diejenigen, denen der Hals abgeschnitten wurde, und die die Räuber bei Nacht und Nebel den Angehörigen, die an Spaß und nicht an Ernst dachten, vor die Schwelle legten.

Man liest von gefallenen Gendarmen, die bei der Verfol- gung der Banditen ihr Leben lassen, und deren Hinterbliebenen bereits in mehreren Fällen die Bandenchefs eifliche Tausende in Drachmen unter Anerkennung der „hohenhaften Haltung, mit der die Gefallenen in treuer Pflichterfüllung in den Tod gingen“, zukommen ließen. Wie hörte man von Rinaldo Rinal- dino, die den Sand ihres Jagdgebietes rot färbten. Ein gan- zes Armeekorps wurde auf eine bestimmte Spur gesetzt. Man zog aus, als ob es gelte, Konstantinopel den Türken zu ent- reißen. Man jagte das Wild wenige hundert Meter vor sich her, schoß einander in die Planken und in die Hintern, und — lehrte mit Herren Händen heim. Volkessstimme — Gottesstimme?



Justizrat Dr. Siehr

der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, wird am 5. Oktober 60 Jahre alt.



Ludwig Knauts

einer der bekanntesten Genremaler seiner Zeit wurde am 5. Oktober vor 100 Jahren geboren. In Düsseldorf ein Schüler Sohns und Schadows, wirkte er später als Professor an der Berliner Akademie.

Unsere Frauenbewegung

Schon vor dem Weltkrieg gab es in unserem Landesteil Arbeiterfrauen, denen das Ziel der Arbeiterbewegung genau wie ihren männlichen Klassengenossen leuchtend vor- schwebte, und die alles taten, was in ihren Kräften stand, um Aufklärung in die weiblichen Proletariatsmassen hinein- zutragen. Erst der Umschwung 1918 war allerdings ihren Bestrebungen entgegengekommen; denn durch die Verleihung der politischen Gleichberechtigung an alle Frauen unseres Landes und manch anderer Länder wurde die Frauenagita- tion wesentlich erleichtert. Vielleicht wäre gerade in dieser Beziehung speziell in Oberschlesien viel erreicht worden, wenn nicht die unglückselige Plebiszitzeit dazwischen ge- kommen wäre, die mit ihren Versprechungen und ihrer kon- turrierenden Freigebigkeit das wahre, politische Moment in den Hintergrund drängte und die materiellen Instinkte der Menschen anstachelte. Speziell auch bei den Arbeiter- frauen, denen so eben viel gegeben wurde, fanden sie sich ein und leisteten willig Gefolgschaft, aus ihrer Not heraus, in der Hoffnung, daß diese sprudelnden Quellen nicht so rasch verstiegen würden. Es war eine schwere Arbeit, diese verblendeten Frauen aus Schein und Bluff langsam und systematisch wieder in die Welt der Wirklichkeit zurückzu- führen, und noch heute gibt es eine Menge von Arbeiter- frauen, die wehmütig an diese Zeit der Korruption zurück- denken und soviel davon profitiert haben, daß sie auch heute noch ihre politische Gesinnung, soweit man davon sprechen kann, für ein „Gericht Linien“ je nach Bedarf wechseln.

Man darf ferner nicht vergessen, daß Oberschlesien von jeher eine Hochburg des Klerikalismus war, dem die Frauen gleichfalls in erschreckender Weise verfallen sind, und als sich nun der Nationalismus im Laufe der Jahre in immer stärkerem Maße dazu gesellte, war die Plattform dafür ge- schaffen, den Bestrebungen der Aufklärung, der Vernunft und der Arbeiterbewegung insbesondere Herzen und Hirne zu verschließen. Die oberhalbischen Arbeiterfrauen führten förmlich einen Abwehrkampf gegen alles, was sie in der Entwicklung fortreiben könnte, was sie dazu zwingen würde, einmal Mithergebrachtes fallen zu lassen und selbst zu denken, sich zu besinnen, anstatt sich von klassenfeindlichen Elementen beeinflussen zu lassen. Aber das gefiel ihnen, weil es bequem war, und nur langsam, langsam dämmerte bei ihnen die Erkenntnis, wo und weshalb Arbeiterfrauen sich in der Arbeiterbewegung zusammenzufinden haben.

Unter solchen Verhältnissen setzte die Tätigkeit der so- zialistischen Frauenarbeit in Polnisch-Schlesien ein, nachdem die Plebiszit- und Aufstandszeit alles vernichtet hatte. Wir mußten, wo wir doch schon 12 eigene Frauengruppen bis zum Jahre 1922 besaßen, von Grund an beginnen und es war gewiß nicht leicht, unsere Frauen vom größten Mate- rialismus bis zur idealen Parteiarbeit zu bringen. Für uns war die Agitation doppelt schwer, weil wir von vorn- herein alle Versprechungen ablehnten, um Mitglieder zu gewinnen, sondern mit reinen Tatsachen, also nur auf Er- kenntnis bauend, an die Frauen herantraten. Aber unsere Arbeit wurde von Erfolg gekrönt. Vorsichtig, tastend, be- nahe hilflos in ihrer Unwissenheit, kamen die Arbeiter- frauen zu uns und wenn auch noch ein Teil davon irgend einen materiellen Vorteil erhofft, so überwiegt doch die Anschauung, daß eine klassenbewußte Proletarierin in die Reihen der sozialistischen Frauenbewegung hineingehört.

Wir haben nun diese zwei Aufgaben zu lösen: vor allem die Frauen politisch zu erziehen, zu schulen, ihnen Aufklärung zuteil werden zu lassen in allen Fragen des Lebens, sei es in Erziehungs- oder Wirtschaftsproblemen u. dergl. m. Zu diesem Zwecke halten wir Versammlungen mit verschiedenen Themen ab und ziehen die Frauen auch zu Parteikonferenzen heran, um ihnen das politische Leben in der Wirklichkeit zu zeigen. Auch sogenannte Unterhaltungs- oder Festabende werden veranstaltet, um die Arbeiterfrauen durch frohlich-ernste Stunden mit volkstümlicher Kunst be- kannt zu machen und ihnen proletarische Festkultur nahe- zubringen. Die Mitwirkung der Jugend und Kinderfreunde bei solchen Gelegenheiten dürfte den Frauen Gewähr dafür sein, daß die jüngste Generation ebenfalls den Weg zur Arbeiterbewegung gefunden hat und soll sie anregen, ihre eigenen Kinder, soweit sie es versäumt haben, einzureihen in die große, Alles umfassende Parteifamilie.

Eine zweite Aufgabe aber steht uns noch zur Lösung be- vor. Wie unter Name „Arbeiterwohlfahrt“ befaßt, sollen die Arbeiterfrauen lernen, Wohlfahrtspflege zu treiben in sozialistischem Sinne, d. h. wir sollen uns unabhängig machen von aller privaten Wohltätigkeit, die nicht nur nach der Willkür Einzelner erfolgt, sondern auch Gesinnungs- opfer des Betreuten fordert. Als Sozialisten streben wir die gleichmäßige Fürsorge an, die jedem in Not oder Kran- keit geratenden Menschen das Recht dazu gibt, vom Staat Hilfe zu verlangen. Und jedes Gebiet, wie Waisen-, Kin- der-, Wöchnerinnenfürsorge, Wohnungsfürsorge, Erziehung von Kinderheimen, Horten, Säuglingsstellen usw. ist gerade für die Arbeiterklasse von so großer Bedeutung, daß die Arbeit in Wohlfahrt und öffentlicher Fürsorge unbedingt die private Bettelei und Gnadenerteilung endlich überholt haben sollte. Leider ist dies nicht der Fall; denn gerade die Proletarierin, die vielmehr mit solchen Momenten in Berührung kommt als der Mann, steht insofern Anfor- derungen teilnahmslos gegenüber, weil sie nicht aufgeklärt ist. Und erst, wenn sie einmal selbst in die Lage kommt, Gebrauch von öffentlicher Hilfe zu machen, erkennt sie, wie mangel- haft diese ist und was noch auf diesem Gebiete zu leisten ist. Also unser Ziel besteht darin, nicht nur den Bedrängten und Hilfslosen zur Seite zu stehen mit geistlichen Hilfsmitteln, sondern auch einen Kreis von Frauen für diese edle, aber aufopfernde Tätigkeit in sozialistischem Sinne zu schulen.

Wir wissen, daß der Boden, den wir beackern, steinig ist, aber die Ueberzeugung, daß ohne die Gewinnung der Arbeiterfrau die Arbeiterbewegung kein volles Ganzes ist, gibt denen, die unentwegt an solchem Ziele arbeiten, Kraft und Mut, über alle Klippen hinwegzukommen. In Polnisch- Schlesien sind in sämtlichen Parteiverbänden auch weibliche Mitglieder zu verzeichnen. In 12 Orten haben wir bereits feste Gruppen der „Arbeiterwohlfahrt“ begründet, die zum Teil an Zahl stärker sind als die männlichen Mitglieder, die Frauen nehmen beratend an allen Veranstaltungen teil und arbeiten im besten Einvernehmen mit der D. S. M. P. Auch in den höchsten Instanzen der Partei haben sie Sitz und Stimme. Das Gleiche gilt für den Bezirk Bielitz-Biala, wo eine starke Frauenorganisation besteht, die ihren Stamm aus der österreichischen Schule entnommen hat. Auch hier geht der sozialistische Frauengedanke sieghaft vorwärts und verspricht eine hoffnungsvolle Zukunft. —

Wenn wir nun in wenigen Tagen auch mit dem Lodzer Gebiet ideell vereint werden, so erwächst der Frauenbewe- gung eine neue Aufgabe: nämlich auch die Arbeiterfrauen im Lodzer Gebiet zu tüchtigen Kämpferinnen für unsere Idee zu erziehen. Bis jetzt sind es nur

Als Pilsudski noch Redakteur war...

Wie der „Robotnik“ erschien und beschlagnahmt wurde

Im Verlage „Les Documentaires“ Editions Ara, Paris, veröffentlicht Sigismond St. Klingsland eine interessante Biographie Pilsudskis, der wir mit Zu- stimmung des Verlages den folgenden Abschnitt ent- nehmen. Nachdem der Biograph bemerkt hat, daß Pilsudski in seinen politischen Anfängen einer poli- tischen Waffe bedurfte, fährt er fort:

Dem Feuer Pilsudskis, seinem Führergeist, gebührte eine Waffe nach eigenem Maß. Nicht eine beliebige Waffe — son- dern die Waffe. Diese Waffe wurde der „Robotnik“, das amt- liche Blatt der P. P. S., die sogar im Lande erschien, und deren Redakteur, Verwalter und Drucker Pilsudski war.

Man kann unmöglich alle Einzelheiten der Geschichte des Druckes und der Redaktion, die in einem Städtchens Litauens eingerichtet war, erzählen. Die erste Nummer erschien am 12. Juli 1894. Doch Pilsudski wollte denen, für die das Blatt be- stimmt war, nahe sein. Deshalb übersiedelte er nach Lodz, dem wichtigsten Industriezentrum Russisch-Polens.



Bei der Konstituierung des Alpenländi- schen Schriftstellerverbandes

die vom 4. bis 6. Oktober in Salzburg zusammen mit der Grün- dungsfeier des Salzburger Schriftstellerverbandes stattfindet, werden der Reichsverband des Deutschen Schrifttums und der Verband deutscher Erzähler durch den Schriftsteller Karl Franz Gingsley (im Bilde) vertreten.

Hier erzählt Pilsudski selbst, phrasenlos, die interessante Ge- schichte der Geheimdruckerei. „Die Druckerei, die in Lodz ent- deckt wurde, war nicht in einem Stall oder einer Scheune unter- gebracht, sie war auch nicht in beunruhigendes Dunkel gehüllt. Redaktion und Druckerei lagen im ersten Stock eines jener ein- fachen Wohnhäuser, deren es zu Tausenden in jeder Großstadt gibt. Im Erdgeschoß hatte ich keine Räume gefunden. Unsere Befanden sich über einem Engrosgeßäft, so daß der dauernde Lärm der Maschine keinem auffallen konnte. Unsere Wohnung bestand aus vier Zimmern und einer Küche. Hinter dem Salon war ein leerer Raum, in dem ich die Druckerei einzurichten be- schloß. Für die einfachen Bürger war es mein Arbeitszimmer. Die Art meiner Tätigkeit vertraute ich keinem an. Ich über- ließ den Leuten die Sorge, sich in Vermutungen zu ergehen. In einer Industriestadt wie Lodz mußte es ja zahllose Men- schen geben, die von Hause aus mit Handel und Industrie in Verbindung stehen, ohne daß ihre Umgebung sich über die Art ihrer Beschäftigung ganz im klaren ist.

Die Einrichtung der Druckerei bestand aus einem Redakti- onstisch, in dessen Schubfächern die Manuskripte und verschiedene Drude geordnet waren, aus einem Diwan, in dem wir das Papier verstaft hielten; einem Papierkorb, in den man alle Fehen warf, die nachher sorgfältig verbrannt wurden, einem kleinen Möbelstück, das oben die Maschine und unten die Typen- kassette einhüllte, und einigen Stühlen. Im Salon stand eine bursche Götin, die ich aus Sibrien mitgebracht hatte. Ihr Untergestell war höhl. Dahinein legten wir, nach heendeter Arbeit, den Schlüssel zur Druckerei. —

Nach dem ersten Frühstück setzten Karl (Koznowski, der Hel- fer Pilsudskis) und ich uns an die Arbeit. Sie bestand aus: schreiben, setzen und drucken. Das erste war meine Pflicht, Koz- nowski tat das zweite, das dritte vollbrachten wir beide zusam- men. Eine Nummer, 12 Seiten lang, kostete uns fünfzehn bis sechzehn Tage Arbeit, fleißige Arbeit von neun bis elf Stunden täglich. Die englische Modell-Presse war nicht groß und wog etwa sechzig Kilogramm, ihr Rahmen war klein, er faßte gerade eine Seite des „Robotnik“. Diese kleine Maschine wurde im Ausland mit zivilisierten Pressegelehrten nur für kleine Annon- cen und Visitenkarten gebraucht. In der Brust der PPS. näherte sie sich zu ungeheuren technischen Druckfortschritten.

Man konnte nur immer eine Seite unter die Presse legen. In einer Stunde fabrizierten wir 250 bis 280 Exemplare, indem wir uns an den Lärm hielten, den man machen kann, ohne Auf- merksamkeit zu erregen. Um das Geräusch zu dämpfen, war die Maschine an allen Ecken eingeseilt, in Filzjutterale, Kautschuk und Leder gepackt. Alle Augenblicke mußten wir aufhören, um nachzuprüfen und irgendetwas zu ordnen. Nach jedem fünfzig-

wenige, die den Weg der Erkenntnis geschritten sind, und wir sprechen die Hoffnung aus, daß die Lodzer Frauen es sich ganz besonders zum Ziel setzen werden, dort, wo der Sitz der Partei sein wird, auch eine starke Frauenbewegung zu schaffen. Dies ist der Wunsch der polnisch-schlesischen und Bielitzer Genossinnen für den Vereinigungsparität in Lodz, der auch für die Frauen, die als Delegierte daran teilnehmen, ein Erlebnis werden soll, und vor allem ein Ansporn zur fernerer legendreichen Mitarbeit in unserer Bewegung. Alice Kowol.

sten Exemplar mußte man die Druckschwärze verreiben und acht- geben, daß man nicht zu viel, nicht zu wenig nahm, denn beides machte den Text unleserlich. Durchschnittlich brachten wir 250 bis 280 Exemplare die Stunde fertig, und da wir 1900 Exemplare des Blattes druckten, nahm uns der Druck eines Blattes acht Stunden. Zählt man dazu alle Vorbereitungen, Einrichtungen und die Korrekturarbeit, so tanzten wir ungefähr neun Stunden um die kleine Maschine, um ein Exemplar des „Robotnik“ zu drucken. Das war unsere tägliche Leistung!

Karl erzählte und scherzte gern bei der Arbeit. Ich war immer langweilig und ernst, sobald ich die kalte Faust der Presse berührte. Ungebuldig betrachtete ich den Papierstapel, der so langsam von meiner Rechten schmolz, und der noch am selben Tage verschwinden sollte.

Ich glaube nicht, daß es in der Welt noch einen Redakteur gibt, der so von der Technik und vom Seiteneinrichter abhing, wie der des „Robotnik“. Man fing in der Mitte an — mit der Berichterstattung. Man konnte es nicht anders machen, denn die Arbeit dauerte wochenlang, und in dieser Zeit konnten Ereignisse eintreffen, über die das Blatt sich äußern mußte, sei es in Artikeln, der Chronik oder am Ende. Man druckte täglich ein Blatt. Es war unmöglich, etwas einzuschreiben, selbst wenn die wichtigsten neuesten Nachrichten eintrafen.

Dann diese gräßliche Arbeit, die Gedanken einer bestimmten Spaltenbreite, der Papiergröße anzupassen. Da habe ich einen Leitartikel geschrieben. Ich habe meine ganze Seele hineingelegt, jedes Wort nach seiner Stelle abgemessen, es dem Geist und Sinn jedes Lesers angepaßt. Die anderen Artikel sind schon gedruckt. Der Seher reißt ein und zählt. Er hat schon drei Viertel des Leitartikels fertig, da bemerkt er, daß er acht bis zehn Zeilen zu lang ist. Man muß noch einmal von vorn beginnen.

Oder ein Buchstabe ist ausgefallen. Eines Abends erklärte Karl beim Sehen: „Es fehlen „r“. Wenn Sie einige aus dem Manuskript streichen? Das macht weniger Arbeit als morgen die Korrektur!“

Endlich ist das Exemplar fertig! Man unterbricht die Arbeit einen Augenblick. Wir sehen die Nummer an, als hätten wir nicht jeden Buchstaben mindestens zehnmal studiert. Aber im ganzen wirkt es anders. — Wir zünden uns eine Zigarette an, wir blättern in den Seiten. —

„Um Himmelswillen! Sie haben eine Art, die e verlehrt in die Luft zu setzen, kleiner Karl! Dies Sehen geht noch nicht gut so, mein Lieber, wenn Sie so Ihre Studien gemacht haben, ist's noch nicht weit her damit!“

„Schon gut!“ sagt Karl mit seiner tiefen Stimme, „das ist Korrekturarbeit, und Sie haben es durchgehen lassen. Ihre Schuld! Und was die Arbeit angeht,“ gibt er mir zurück, „sehen Sie sich die 7. Seite an, die haben Sie eingetiebt, nichts zu lesen!“ — „Wirklich, die Farbe ist verschmiert. Man wird diese Exemplare nach Warschau schicken, wo die Leute im Lesen ge- übt sind.“ — Trotz aller Vorsicht Pilsudskis und seiner Unge- bung entdeckt die Polizei — durch reinen Zufall, wahrhaftig — im Februar 1900 die Redaktion und Druckerei des „Robotnik“.

„Diese Presse, die vor der Beschlagnahmung Hunderttau- sende von Drucksachen ausgespielt hatte, die seit langem das ein- zige Suchziel der Polizei und Spione war, deren verlängertes Bestehen eine Herausforderung der Macht der zaristischen Re- gierung war —, diese Maschine stand offen auf ihrem ge- wöhnlichen Sockel, die 26. Nummer im Rahmen, als die Polizisten in unsere Wohnung eindrangen. Man betrachtete sie mit Bewunderung und Respekt. Die Polizisten betupften neugierig das Eisen und wunderten sich, daß solch eine Klei- nigkeit so viel Wichtigkeit haben konnte.

Man druckte die eingepackte Seite. Der Oberleutnant las halblaut, er diktierte das Protokoll der Hausausgung: „Nummer 26 des „Robotnik“, am 25. Februar. Leitartikel: Triumph des freien Wortes.“ Als Orlov, der Polizeichef Nikolaus' des Ersten des „Polizisten Europas“, einen ins Ausland reisenden Freund verabschiedete, gab er ihm einen kleinen Auftrag. „Wenn Sie in Nürnberg sind,“ sagte er, „gehen Sie zum Denkmal Guten- bergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst, und spucken Sie ihm von mir ins Gesicht. Alles Unglück der Welt kommt von ihm!“

„Oh, Ihr Gutenberg,“ wandte sich der Oberleutnant mit far- kastischem Lächeln an mich und zeigte auf die Polizisten, die uns umringten, „da haben Sie's, alles Unglück kommt von dem!“

Ich muß gestehen, daß ich, trotz der schweren Stunden mit dieser Presse, die ich in der Wut der Arbeit oft „dumme Kröte“, „Kanaille“ beschimpft hatte, mein Herz zusammenkrampfte, als ich „diese Kröte“ in den gemeinen Händen der Polizisten sah, als man sie von ihrem Gefäß in einen Koffer packte. Wäh- rend Gnoinski die Siegel anbrachte, stand ich traurig, als ob der Sargdeckel sich über einem sehr lieben Angehörigen ge- schlossen hätte. So viel Hoffnungen, so viel Liebe, so viele Opfer waren an dies Eisenstück gebunden, das nun zu Schweigen und Untätigkeit verdammt war. Man kann sich die Freude der Po- lizei vorstellen, die, als sie Pilsudski gefangen nahm, überzeugt war, der Zeitung ein Ende gemacht zu haben. War sie doch die Quelle ewigen Tadelns von seiten der Regierung gewesen und hatte die Polizei in dauernder Bewegung gehalten. Der Offi- zier, der Pilsudski im Gefängnis verhörte, machte daraus keinen Hehl. „Es ist nicht leicht,“ sagte er, noch einmal solche Kraft aufzuwenden, die Sache neu einzurichten.“ „Nun, Herr Oberst, ich bin überzeugt, daß man vielleicht schon in diesem Augen- blick die nächste Nummer des „Robotnik“ druckt. Glauben Sie, der P. P. S. ist das keine Schwierigkeit!“

Berechtigte Uebersetzung von Ursel Ellen Jacoby.

Kommt Alle zu uns!

Nun ist der schöne Sommer zu Ende und der Herbst ist eingezogen. Noch lockt uns der buntgefärbte Wald zum Wandern, noch ladet uns goldene Herbstsonne zum Verweilen im Freien ein, aber die Vögel ziehen schon fort und unsere lustigen Blumenkinder haben ihr sommerliches Leben verloren. Bald, aber bald hält der Winter seinen Einzug und Ihr seid wieder ans Zimmer gefesselt!

Ihr Mädel und Jungen der Kinderfreunde, die Ihr uns den Sommer über treu geblieben seid, Ihr werdet auch jetzt wieder mit Liebe und Freude in unsere Veranstaltungen kommen. Wir wollen singen, fröhlich sein, spielen, erzählen und freundschaftlich miteinander sein. Auch das Basteln und Handarbeiten wollen wir nicht vergessen und unsere Stunden so schön wie nur möglich ausgestalten.

Wir rufen Euch zu, daß „Ihr Alle zu uns kommen sollt“. Unsere Türen sind für alle Arbeiterkinder stets geöffnet, um sie lieblich zu empfangen. Und, wir wissen es, sie kommen alle nur zu gern, die lieben Buben und Mädel, weil sie fühlen, daß wir es gut mit ihnen meinen und ihnen ihr Leben freudig gestalten wollen. Auch von ernstlichen Dingen wollen und müssen wir mit Euch, liebe Kinder, reden! Ihr sollt beizugehen lernen, einander zu helfen und gefällig zu sein, Ordnung und Frieden zu halten und wahre Menschenfreundschaft zu üben! Aber dazu gehört viel Schulung und Ausdauer. Und Ihr müßt nicht gleich die Platte ins Korn werfen, wenn doch einmal kleine Zänkereien vorkommen und dieser oder jener daneben trifft. Ihr wißt, bei den Kinderfreunden lernt Ihr nur das, was Euch für Euer ferneres Leben nützlich ist und was Euch zu guten und edlen Menschen bilden soll. Glaubt nicht den anderen, die Euch gerade das Gegenteil von unserer Bewegung erzählen. Sie wollen nur nicht, daß Ihr dadurch stark und klug werdet. Folgt den Helfern, haltet auf ihr Wort und vertragt Euch untereinander. Und erzählt allen Freunden und Freundinnen, wie es bei uns zugeht, wie nett es im Kinderchor ist und was Ihr alles erlebt. Denkt an die herrlichen Tage von Schmiedeberg und lernt daraus. —

Also kommt alle zu uns und bringt noch andere Kinder mit. Die Kinderfreunde grüßen Euch zur Winterarbeit und versprechen Euch in alter Treue und Zuneigung wahre Freundschaft!

Was bedeutet mein Name?

Von Hans Kauz.

Manchmal klopf es ganz leicht an meine Tür. Wenn ich dann „Gerein“ rufe, kommt zuerst ein kleines Köpfchen durch den Türspalt und gleich darauf steht ein kleines Mädchen vor mir, meine Freundin Grete. „Störe ich dich auch nicht?“, fragt sie ein bißchen verlegen. „Nein,“ sage ich, „du störst mich nicht.“ Und dann fängt Grete an zu fragen. Was sie nicht alles wissen will! Warum der Mond nicht vom Himmel fällt, und wo die Sonne nachts hingehet und warum das Licht angeht, wenn man knippt und lauter solche schwierigen Dinge. —

Heute aber hatte sie ein besonderes Anliegen. „Du, sag mal, warum heiße ich eigentlich Grete?“, fragte sie. Nun dürft ihr meine kleine Freundin ja nicht für dumm halten, sie ist sogar sehr geschäftig und fragt mich vieles, was ich gar nicht beantworten kann. Daß Grete ein Name ist und daß ihre Eltern ihr diesen Namen bei der Taufe gaben, das weiß Grete schon längst. Aber was das bedeutet, Grete, das wollte sie wissen. Denn die Namen haben wirklich eine Bedeutung. Viele Menschen wissen nur deshalb nicht, was ihr Name eigentlich sagen will, weil er schon uralt ist oder aus einer fremden Sprache kommt, die sie nicht verstehen. „Also, was heißt Grete? Grete ist eine Abkürzung, eine sogenannte Koseform von Margarete. Margarete aber ist ein griechisches, vielleicht sogar ursprünglich ein persisches Wort und heißt eigentlich „Perle“. Auch Meta und Margot sind solche Abkürzungen von Margarete.

„Und was heißt Hans?“, wollte Grete wissen, denn Hans heißt ihr kleiner Bruder. Grete war sehr erstaunt, als ich ihr erzählte, daß Hans von Johannes herkommt, daß Johannes aber ein hebräisches Wort ist und „Gott ist gnädig“ heißt. „Das ist merkwürdig,“ meinte Grete, „das hätte ich doch nicht gedacht.“

Andere Namen sind nicht weniger interessant. Auch zum Beispiel Paul und Max und Moritz sind keine deutschen Namen, sondern kommen alle drei aus dem lateinischen. Und zwar bedeutet Paul gerade das Gegenteil von Max. Max heißt: der Größte, Paul aber der Kleine, sich selbst gering achtende. Moritz aber heißt ganz einfach: einer aus dem Mohrenlande, ein Mohr. Andere ausländische, und zwar griechische Namen sind Nikolaus, eigentlich „Volksheiler“, von dem Klaus kommt, Georg, der eigentlich „Landmann“ heißt, Theodor, ein Name, der „Gottesgeschenk“ bedeutet u. a. Bleiben wir noch ein wenig bei den Männernamen. Wie heißt ihr alle? Ernst, Erich, Gerhard, Walter, Karl? Nehmen wir einmal gleich den letzten. Karl ist einfach daselbe wie Karl, womit man früher einen ganz besonders tüchtigen Burken bezeichnete. Erich, das ist der „in der Ehre Mächtige“, Ernst der „entschlossene Kämpfer“, Gerhard der „Speerkühne“, Walter der „im Meer Waltende“, der Heerführer.

Damit die Mädels nicht ganz zu kurz kommen, wollen wir uns ein paar Mädchennamen ansehen. Ein häufiger Name ist Anna, er kommt auch aus dem Hebräischen und bedeutet „Anmut, Gnade“. Martha heißt die „Herrin“. Manche Namen wandern in eine fremde Sprache, werden dort verändert und kommen in neuer Form wieder nach Deutschland zurück. So ist zum Beispiel Olga nur die russische Form für Helga. Das deutsche Ludwig wurde im Französischen zu „Louis“, daraus bildete man in Frankreich „Louise“, diese weibliche Form kam dann wieder nach Deutschland und wurde dort so häufig, daß heute kein Mensch mehr daran denkt, daß Louise eigentlich französisch ist.

Ihr seht, jeder Name hat seine besondere Bedeutung und auch seine besonderen Schicksale. Ein ganzes Buch könnte man darüber schreiben. Wir aber müssen jetzt aufhören.

Der Zeisig

Munter und sorglos hüpfte eines schönen Sommertages ein junger Zeisig auf dem grün bewachsenen Waldboden umher. Da auf einmal — er ist eben auf ein schwaches Nestlein getreten — kann er nicht weiter, seine Füße kleben fest; er kann sie nicht wieder losriegeln, so sehr er sich auch plagt und windet.

Ein heftiger Schreck durchzittert seinen Körper, als jetzt ein großer Mann auf ihn zugegriffen kommt. Mit zufriedenen Lächeln blickt er den kleinen Gefangenen und läßt ihn behutsam von der Leimrute, bindet ihn in sein Taschentuch und nimmt ihn mit nach Hause. Hier wurde das arme Vögelchen in einen engen Holzbauer gesperrt; seine Heimat, den schönen grünen

Wald, sah es nicht wieder. Viele Wochen saß der kleine Zeisig traurig in seinem Käfig und war krank vor Heimweh. Mit der Zeit gewöhnte er sich an seine neue Umgebung, und er fing zu singen an. Not brauchte er nicht zu leiden, er bekam täglich frisches Wasser nebst Hauf und Rübsamen und erfreute dafür die Menschen durch seinen munteren Gesang.

Sieben Jahre lang hat er sein enges Häuschen bewohnt und ist in dieser Zeit millionenmal von einem Stengel zum anderen gehüpft, immer hin und her, rüber und nüber, unermüdlich; es war die einzige Bewegung, die er sich machen konnte.

Sieben Jahre sind eine lange Zeit für ein Vögelchen, das Zeislein wurde alt und hatte keine rechte Lust mehr zu singen, und deshalb wurde es eines Tages verschenkt. Der Zeisig konnte mit seiner neuen Umgebung zufrieden sein, denn während er bisher nur tagaus, tagein die Stufenwände einer engen Stadtwohnung gesehen hatte, bekam er jetzt einen Blick am Fenster, und da es gerade Sommer war, mit einer im grünen Blätter-schmuck prangenden Linde davor. Er durfte jetzt frei umher-

Herbst

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unauffällig durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Sonne
Rieselt über Tal und Aue.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Liegt ein ferner Frühlingstag.

Theodor Storm.

hüpfen, denn sein Bauer stand den ganzen Tag offen. Auf dem Fensterbrett hatte er ein Schüsselchen mit Wasser stehen; denn der Zeisig war sehr für Reinlichkeit, und wenn er badete, stoben die Wassertropfen nach allen Seiten. Einen Lieblingsplatz hatte er sich auch bald erkoren, und dies war der grüne Leinwand-Lampenschirm, der von der Stubebede herabhäng. Daß der Schirm davon schöner wurde, kann man ja nicht gerade behaupten, denn der Kiepmann ließ manchmal etwas darauf fallen, was nicht wie ein gestiftetes Streublümchen aussah.

Der neue Besitzer des Vogels hatte eine Ziehharmonika, und wenn er diese zur Hand nahm und darauf spielte, so war unser kleiner Sänger wie elektrisiert, er flog dann auf den Lampenschirm, sperrte das Schnäbelchen weit auf und sang mit von Anfang bis Ende, natürlich seine eigene Melodie, und zwar so laut, daß er mit seinem Stimmchen den gresen Schall der Ziehharmonika überbort. Soweit war alles ganz gut und schön, und unser Zeisig lebte vielleicht heute noch, wenn er nicht einen Feind gehabt hätte. Und dieser Feind war ein grauer Kater, der mit im selben Hause lebte. Dieser aber war ein arger Vogeltrüber und hatte schon mehrere Male zum Fenster hereingekuckert und kuckert nach dem Zeisig hingeschleift.

Eines Tages, es war herrliches Sommerwetter und vom Kater war weit und breit keine Spur zu sehen, wurde der Vogelbauer mit seinem Bewohner an das offene Fenster gestellt. Es dauerte aber gar nicht lange, da zeigte sich am Fenster ein grauer Kackenkopf; und ehe noch jemand zu Hilfe eilen konnte, hatte der Kater seine Krallen am Vogelbauer festgehaßt. Da aber das Drahthäuschen sehr leicht war, so kippete es um und stürzte mit dem sich festkrallenden Kater hinunter in die Tiefe, nämlich, in den Vorgarten. Der Kater kam auf den Rücken zu liegen und hielt sich das Vogelhäuschen auf dem Bauche fest. Es war aber höchste Zeit, daß jetzt Hilfe kam, denn er hatte sich im nächsten Augenblick von seinem Schreden erholt und wollte schon wieder nach dem Zeisig kucken. Er bekam für seine Missetat ein paar trüftige Tageltn aufgebracht und machte sich schleunigst aus dem Staube.

Im Hause ward er fortan nicht mehr gesehen. Später stellte es sich heraus, daß er sich bei einem Fleischer einquartiert hatte, und man muß sagen, daß er da nicht schlecht gewöhlt hatte.

Eines Tages aber, es waren ungefähr fünf bis sechs Wochen vergangen, hat sich der Kater wieder einmal auf seine alte Heimat besonnen und sie auch sogleich aufgesucht. Zufälligerweise hatte aber jemand gerade die Vorhänge aufgelassen, so daß er ungehindert hereinspazieren konnte, und ehe ihn auch nur irgendwer bemerkt hatte, ist er mit einem Satz aufs Fensterbrett gesprungen und hat dem armen Zeisig einen Flügel halb herausgerissen. Obwohl die Wunde gleich ausgewaschen und verbunden wurde, hat sich das arme Vögelchen nicht wieder erholt. Es saß den ganzen Tag stumm und traurig auf einem weichen Wattebausch, und am nächsten Morgen war es tot. Klara Hilbert.

Der gelehrte Herr und Purzel

Purzel ist ein nicht in Gefangenschaft geborenes, aber in der Gefangenschaft groß gewordenes Eichhörnchen. Frauchen zog es mit der Nudelmaschine auf, folglich ist Frauchen für Purzel Mutter und Gott. Es ist ja alles recht einfach in so einem kleinen Eichhornverstandesfassen. Doch verläuft bei Purzel nicht alles in einem eintönigen Gleichmaß der Tage, o' bewahre, Purzel hat auch Höhepunkte in seinem Leben. Sie sind: der Kachelofen, der Kleiderkasten und die Gardinenstange. Sie werden vielleicht täglich einmal erklommen, aber das genügt vollaus, um Purzel mit dem Bewußtsein höchster Befriedigung ob eigener Leistungsfähigkeit zu erfüllen. Sonst ist Purzel von ruhrender Systemfestigkeit. Er kennt seelisch keine hellen und keine dunklen Tage.

Dieser muntere Eichhornjunge ist immer ein kleines Zellgefäß, das vor Freude birst. Im Sommer beginnt für ihn um vier Uhr früh, im Winter um acht Uhr morgens. Ganz gleich, obs kühlt, ob die Sonne scheint oder obs schneit, jeder Tag wird mit einer Ue-Arie begrüßt und sie bedeutet: Ue, uo, uo, wie schön ist doch das Leben! Für sechs Haselnüsschen, die Purzel zu seinem Lebensunterhalt gebraucht, hat man als Gegengabe einen ganzen Tag von Lustigkeit, Fröhlichkeit und Springen. — Purzels Augen sind wie leuchtende Brombeeren, seine mächtige Zahne ist der bestfunktionierende Fallschirm in der weiten, weiten Welt, und seine Pfötchen und der ganze Körper sind ein ewig fugehnder Salto mortale. Doch gibt es auch hin und wieder gewisse Bedenlichkeiten in Purzels Leben. Hat er zum Beispiel alle in einer Schale liegenden Äpfel angestagt und die Schale selbst vom Tisch gekippt, daß sie als wüster Trümmerhaufen auf der Erde liegt, dann weiß Purzel zwar nicht, daß er eine Kristallschale zerbrochen hat, doch sieht er vorsichtshalber auf der für Menschenhände so unerschwingbaren Gardinenstange. Und wenn zu irgendeinem Festtag eine Flasche Wein ins Haus kommt und Purzel in einem unbewachten Augenblick schnell das Stantol zerknabbert, hernach den Korken sein säuberlich aus der Flasche schält und dann die Flasche so inständig beriecht, daß sie zum Schluß umfällt und flud, flud, flud macht, dann ahnt Purzel freilich nicht: ich habe eine Flasche Wein verschüttet, doch betrachtet er die weitere Entwicklung der Dinge auf jeden Fall von dem erhöhten Standpunkt des Kachelofens aus. Sicher ist sicher, Purzel denkt das mehr als einmal in seinem Leben.

Wie in jedem Dasein, so gibt es natürlich auch in seinem großen Unbegreiflichkeiten. Wozu die Schreibmaschine freilich nicht gehört. Wenn auch Frauchen höchst unverständlicherweise klapp, klapp macht, so kann schließlich Purzel das doch ebenso gut. Läuft er über die Tasten, machen sie doch auch klapp, klapp, klapp. Also kann eine Schreibmaschine Purzel unmöglich imponieren.

Anders steht die Sache mit dem Radio. Es spricht wie ein ein Mensch und riecht nicht wie Mensch. Purzel wird bei angestrengtester Gehirntätigkeit nicht mit ihm fertig. Er nimmt jeden Draht einzeln in die Pfötchen und unter die Nase. Er beriecht das Stundenglockenspiel der Garnisonkirche in Potsdam und er beriecht Taubers Stimme, ohne zu einem endgültigen Entschluß zu kommen. — Doch, wie schon gesagt, sonst schlägt sich Purzel sehr sinnreich durchs Leben. —

Darum ist es gerade kein Wunder, daß ein berühmter Zoologe von Purzel hörte. Bewußter Gelehrter steht sein ganzes arbeitsreiches Leben daran, um die Dummheit der Tiere nachzuweisen. Bewußte Größe befaß sich nun Purzel, rebete von Intinkt, von unbewußten Triebhandlungen, und fand Purzel recht kuffestig, offenbar damit die Menschheit ein Recht habe, sich über die Tiere erhaben zu fühlen. Purzel war diese Unterhaltung langweilig, vor allem, weil er schlafen wollte. Und Purzel, der sich immer zu helfen weiß, zog sich auch diesmal aus der Klemme. Wie ein geölter Blick kam Purzel aus seinem Häuschen, blickte den Herrn in den Finger, ja, ließ ihm sogar den Nagel des Daumens durch, und verkroch sich dann ins Heu. So war das Gespräch kurzerhand beendet, und Frauchen brauchte sich nicht einmal zu entschuldigen, da der Gebissene doch kaum erst festgestellt hatte, daß Eichhörnchen keine reinen Zweckhandlungen ausführen könnten.



Scharfer Geburtenrückgang in Deutschland

Vor dem Kriege hatte das Deutsche Reich bei durchschnittlich jährlich 2 Millionen Geburten und 1,2 Millionen Sterbefälle einen jährlichen Geburtenüberschuß von rund 800 000. Im Jahre 1927 hatten wir nur noch 1 160 000 Geburten und 760 000 Sterbefälle, so daß der Geburtenüberschuß auf 400 000, also etwa die Hälfte des Vorkriegsstandes zusammengedrumpft ist.

Die Gewerkschaft der Vergangenheit

Im vergangenen Sonntag hielt die polnisch-nationale Arbeitergewerkschaft, die Polnische Berufsvereinigung, zwei Konferenzen ab, eine in Kattowik und die zweite in Königshütte. In Kattowik tagte die Konferenz der Bergabteilung und in Königshütte die Konferenz der Metallarbeiter der genannten Organisation. Es ist wohl kein Zufall, daß die Polnische Berufsvereinigung ihre Konferenzen kurz vor den Kommunalwahlen einberufen hat. Die PKR., die der Polnischen Berufsvereinigung patroniert, steht vor den Wahlen vereint da, ist auf eigene Kräfte angewiesen und möchte etwas Courage schöpfen. Die beiden Konferenzen sollten der Partei das Rückgrat etwas stärken. Die Zahl der Delegierten, die an den Konferenzen teilnahmen, war recht beschränkt. Die Bergarbeiterkonferenz war von 33 Delegierten und die Metallarbeiterkonferenz von 29 Delegierten besetzt worden, zusammen also 62. Man war auch in beiden Konferenzen ziemlich bescheiden gewesen, nicht so wie vor fünf Jahren, als man noch von 100 000 Mitgliedern redete. Die Zeiten haben sich geändert und heute muß die Polnische Berufsvereinigung einen erbitterten Kampf mit der „Sanacja Moraina“ um jede Fiskale, ja selbst um jedes Mitglied führen. Hat doch die „Generalna Federacja Pracy“ es besonders auf die Polnische Berufsvereinigung abgesehen und schenkt keine Mühe und keine Mittel, um ihr die Fiskale und die Mitglieder wegzuschneiden. In der Konferenz hörte man auch darüber bittere Klagen. Herr Pietrzak in Königshütte hat beteuert, daß die Polnische Berufsvereinigung national, ja selbst nationalistisch ist und doch muß sie sich gefallen lassen, daß sie von den Sanatoren in die Reihen der nationalistischen Organisationen gestellt wurde und als solche auf das heftigste bekämpft wird. Als Beweis dafür, daß die Polnische Berufsvereinigung national ist, führte Pietrzak die Angliederung Polnisch-Oberschlesiens an Polen an. Bei den Sanatoren gilt das heute nicht mehr und Herr Pietrzak wird wohl mit seiner Argumentation kaum durchdringen. Polen sind heute nur die Sanatoren, alles andere sind „Germanes“! — Wie stark die Bergarbeiterorganisation der Polnischen Berufsvereinigung ist, wurde in dem Bericht nicht gesagt. Zahlen liegen nur von der Metallarbeiterkonferenz in Königshütte vor. Die Metallarbeiterabteilung soll 13 447 zahlende Mitglieder haben. Außerdem sind noch 2000 arbeitslose Mitglieder, die keine Beiträge entrichten, zusammen also 15 447 Mitglieder. Diese Zahlen dürften wohl etwas übertrieben sein, was bei der Berufsvereinigung eigentlich nichts neues ist. Wenn beide Abteilungen zusammen soviel Mitglieder zählen, so kann sich die Polnische Berufsvereinigung dazu nur gratulieren. Die Ergebnisse der Betriebsratswahlen auf den einzelnen Gruben und Hüttenwerken liefern schon den Beweis, daß man in den Kreisen der Pol-

nischen Berufsvereinigung lieber mehr als zu wenig anzugeben pflegt. An Einnahmen soll die Metallarbeiterabteilung in den Jahren 1927 und 1928 422 074.65 Zloty gehabt haben, und die Ausgaben betrugen 353 704 Zloty. In dem ersten Halbjahr 1929 betrugen die Einnahmen 110 416.33 Zloty und die Ausgaben 78 068.86 Zloty. Die

Der Höhe zu!

Partei, von Wenigen erdacht,
Aus aller Herzen Not gegründet,
Wie hältst Du tren auf Völkerracht
Die Fackel deines Rechts entzündet!
Aus Menschheit strömte, was dich schuf
Und was Geschick der Welt entscheidet.
Wo immer Volk in Demut leidet,
Sei erster heiliger Menschheitsruf!

Es kann kein Mut mit schwacher Kraft
Den Kampf um freie Welt gewinnen,
Doch vieler Bündnis löst aus Haft
Und hilft, der engen Not entrinnen.
Wenn viele Hände zorngeballt
Dem einen Geiste sich gesellen,
So wird es Strom aus vielen Wellen
Und schwillt zu brausender Gewalt.

Es ist ein ewiges Bewegen,
Was um die Freiheit Hände rührt:
Dem Volk der eignen Ernte Segen,
Und Licht dem Volk, das Feuer schürt!
Wir stehen hoch, wir zwangen Zeiten,
Doch wollen wir noch höher flehn,
Wir lassen um der Erde Weiten
Den Ruf nach freier Menschheit gehn.
Franz Rothensfelder.

Abteilung soll einen Barbestand von 100 718.06 Zl. haben. Wenn auch die glänzenden Entwicklungsjahre der Polnischen Berufsvereinigung vorüber sind, so merkt man doch dieser Organisation, seitdem die PKR. in die Opposition zurückgedrängt wurde, eine gewisse Konsolidierung an. Aber am langsamem Sterben kann sie nichts mehr hindern. w.

daß er sich natürlich im Einverständnis mit seiner Organisation entscheiden würde. Immerhin ist es interessant festzustellen, daß sich die französischen Gewerkschaften in diesem Punkt ganz offen von der französischen sozialistischen Partei unterscheiden, die es in ihrer Mehrheit noch immer für richtig hält, keines ihrer Mitglieder je an einer Regierung teilnehmen zu lassen, es sei denn, daß ganz außergewöhnliche Panikumstände dies erforderten. Kurt Lenz.

Die Zusammenfassung des Pan-amerik. Gewerkschaftsbundes

Anläßlich des Vorschlages von Matthew Woll, der Internationale Gewerkschaftsbund solle die östliche Erdhälfte und der Pan-amerikanische die westliche Erdhälfte als seinen Wirkungsbereich betrachten, von welchem letzteren Gebiet der IGB sich zurückhalten solle, sind in der Gewerkschaftspresse eine Reihe von Artikeln erschienen, die diesen Vorschlag diskutieren.

In diesem Zusammenhang ist es vielleicht gut, anhand der letzten zwei Kongresse des Pan-amerikanischen Gewerkschaftsbundes (1924 und 1927) einmal zu prüfen, welche Organisationen dieser Körperschaft angehören und welche Bedeutung sie haben. Es ist dabei sofort zu bemerken, daß es sich nicht mit absoluter Sicherheit feststellen läßt, welche Organisationen dem Pan-amerikanischen Gewerkschaftsbund tatsächlich angeschlossen sind. Hingegen steht fest, daß auf diesen zwei Kongressen Organisationen aus den nachfolgenden amerikanischen Staaten vertreten waren: Vereinigte Staaten, Mexiko, Nicaragua, Panama, Santo Domingo, Guatemala, Kolumbien, Venezuela, Peru, Dominika, Kuba, Porto-Rico, San Salvador, Honduras, und Ecuador.

Mit Ausnahme vielleicht von den Vereinigten Staaten, Mexiko und einer ganz kleinen Reihe anderer Staaten, ist aus den Kongreßberichten ersichtlich, daß die auf dem Kongreß vertretenen Organisationen teilweise reine Berufsverbände sind, und daß es sich nur ausnahmsweise um wirkliche Landeszentralen handelt. Weiter ist hervorzuheben, daß nachstehende wichtige Länder Süd- und Zentralamerikas auf diesen beiden Kongressen nicht vertreten waren: Argentinien, Bolivien, Brasilien, Chile, Paraguay und Uruguay. In den verschiedenen Kongreßberichten wird über die Mitgliederzahlen der aufgeführten Organisationen kein einziges Wort gesagt. Desgleichen ist es nicht möglich, die bezügliche Informationen aus dem Finanzbericht zu schöpfen.

Von Santiago Iglesias, dem Sekretär des Pan-amerikanischen Gewerkschaftsbundes, wurden in „The American Federationist“, der offiziellen Monatschrift des amerikanischen Gewerkschaftsbundes (September 1927 und Januar 1928) zwei bemerkenswerte Artikel über die Zusammenfassung des P. A. G. B. veröffentlicht. Aus diesen Artikeln geht hervor, daß die Mitgliederzahlen der fraglichen Organisationen unbedeutend sind, da die Gewerkschaftsbewegung in allen Ländern Südamerikas noch in den Kinderschuhen steckt. Wenn es auch in den angegebenen Ländern Landeszentralen gibt, so ist doch ihre Mitgliedschaft im allgemeinen äußerst klein.

Zur Erhärtung obiger Feststellungen zitieren wir nachstehend einige den Artikeln von Iglesias entnommene Angaben:

Costa-Rica: Die Arbeiterbewegung steht noch am Beginn ihrer Entwicklung. Kolumbien: Es gibt drei Organisationen, die vorwiegend den Charakter von Vereinen zu gegenseitiger Unterstützung haben. „Die verschiedenen Arbeiterorganisationen von Kolumbien umfassen ca. 10 000 Mitglieder“. Kuba: In Kuba sind fast alle Berufe organisiert, es fehlt jedoch an einer starken nationalen Föderation, die für die Arbeiterschaft des ganzen Landes auftreten kann. Paraguay: Es gibt eine Art Landeszentrale: die Arbeitersföderation von Paraguay. Die Resultate ihrer Wirksamkeit gestalten sich jedoch „nicht so günstig wie man sich dies zu Beginn vorstellte“. Panama: Die „Arbeitersföderation der Republik Panama“ zählt zirka 3000 Mitglieder und umfaßt 12 Verbände. — Ueber die Schwäche der Gewerkschaftsbewegung in Südamerika ließ sich Green auf dem letzten Kongreß des Pan-amerikanischen Gewerkschaftsbundes wie folgt aus: „Wir müssen jedoch die Tatsache im Auge behalten, daß in vielen Ländern des lateinischen Amerika die Arbeiterorganisationen in der Periode der ersten Entwicklung stehen. In vielen der Republiken Zentral- und Südamerikas gibt es keine Landeszentralen und keine nationale Bewegung. Es sind wohl Arbeiterbewegungen und in manchen Ländern auch spezielle Organisationen vorhanden, alle diese Körperschaften stehen jedoch für sich und arbeiten ohne gegenseitigen Kontakt, das heißt sie sind nahezu voneinander unabhängig.“

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Hillich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Die französischen Gewerkschaften

Paris, Ende September 1929.

Nachdem zu Weihnachten 1920 auf dem sozialistischen Kongreß zu Tours die „21 Moskauer Bedingungen“ abgelehnt wurden, spaltete sich die Partei: die Mehrheit von 120 000 Mitgliedern gründete die neue „Kommunistische Partei Frankreichs“ und zog damit die von Jaures 1909 gegründete große Pariser Arbeiterzeitung „Humanitee“ mit sich, während die Minderheit von 30 000 Mitgliedern weiter die sozialistische Fahne aufrecht erhielt. Heute hat die sozialistische Partei 100 000 Mitglieder und ein neues eigenes Parteiorgan im Pariser „Populaire“, während die kommunistische Partei auf 30 000 Mann zusammenschrankte. In der Gewerkschaftsbewegung steht es ähnlich aus. Nach dem sozialistischen Kongreß zu Tours begann das Geheße der Kommunisten auch in den Gewerkschaften. Auf dem Gewerkschaftskongreß von Lille ging es 1922 so stürmisch zu, daß von den Kommunisten Schüsse im Beramlungslokal abgefeuert wurden, die jedoch glücklicherweise niemanden trafen. Bald darauf beriefen die Kommunisten ihren ersten eigenen kommunistischen Gewerkschaftskongreß nach St. Etienne ein, und damit war auch innerhalb der französischen Gewerkschaftsbewegung die Spaltung vollzogen. Eine rechte Uebersicht über das gegenseitige Kräfteverhältnis bekam man jedoch erst 2 Jahre später, nachdem langsam alle Gewerkschaftsverbände auf eigenen Kongressen zu der Moskauer Frage Stellung genommen hatten. Vor etwa 5 Jahren zählte der Verband der Freien Gewerkschaften unter Leon Jouhaux etwa 500 000 Mitglieder und der „Kommunistische Gewerkschaftsverband“, der heute unter Führung von Leon Monmousseau steht, etwa ebensoviel. Das war die glorreichste Zeit der französischen kommunistischen Gewerkschaftler. Eine Periode der Irrungen und Ährasen ist vorbei. Während der kommunistische Gewerkschaftsverband, der auch die „Humanitee“ als offizielles Gewerkschaftsorgan verwendet, auf kaum noch 300 000 Mitglieder zusammengeschmolzen ist, haben heute die Freien Gewerkschaften eine Anhängererschaft von über 800 000 Mitgliedern und eine eigene Tageszeitung in Paris, „Le Peuple“, die allerdings leider nur eine Auflage von 10 000 Exemplaren hat.

Beide Gewerkschaften haben eben gleichzeitig ihren Kongreß in Paris abgehalten. Diese Gleichzeitigkeit war von den Kommunisten veranlaßt, aber heute dürften sie diesen Entschluß bereits selbst schon bereuen. Denn der Vergleich beider Kongresse ist heutzutage den Kommunisten äußerst peinlich. Auf der einen Seite die Freien Gewerkschaften mit 1200 Delegierten, die über 2000 einzelne Gewerkschaftsverbände vertreten, und die nicht nur den Bericht über die Geschäftsführung des Gewerkschaftsvorstandes mit den Stimmen von 2037 Verbänden gegen 21 (bei 7 Stimmenthaltung) annahmen, sondern die auch dem Führer der Gewerkschaften Leon Jouhaux als Kennzeichen ihres Dankes für seine nunmehr 20jährige Gewerkschaftsarbeit als Geschenk seine eigene Büste überreichten, — und auf der anderen Seite ein kommunistischer Kongreßgewirre von 963 Ver-

bänden, ein Tagen hinter verschlossenen Türen, bei dem sich die Mitglieder, wie die „Humanitee“ immerhin zugeben muß, so stark gegenseitig beschimpften, daß sich eine sehr interessante Opposition gebildet hat, die soeben bereits in der Zeitschrift „Veritee“ („Die Wahrheit“), „Organ der kommunistischen Opposition“ eine ernste Wochenschrift herausgibt. Diese Opposition unter Führung besonders von Chambelland, der bereits eine eigene „Syndikalistische Liga“ gründet, protestiert heftigst dagegen, daß sich die kommunistische Partei in die Angelegenheit der kommunistischen Gewerkschaften einmischt und kritisiert die gesamte Taktik der französischen kommunistischen Partei als Schwindel, Bluff und eitle Dummheit. Der durch den jetzigen kommunistischen Gewerkschaftskongreß offen entstandene Riß wird wohl bald zu einer neuen Spaltung der kommunistischen Gewerkschaften und zu neuen Reibereien in der kommunistischen Partei führen. Demgegenüber bilden die Freien Gewerkschaften einen unzertrümmerbaren Block. Ihre jetzige Politik entfernt sie allerdings immer weiter von der sozialistischen Partei. Seit die französischen Demokraten der „Radikalen Partei“ erklärten, daß sie das Gewerkschaftsprogramm sich zu eigen machen, haben sich die Gewerkschaften dieser Partei sehr genähert, und Jouhaux hat jetzt auf dem Kongreß darauf angespielt, daß er eines Tages, wie dies schon einmal der Fall war, wieder angefragt werden könnte, ob er einen Ministerposten annehmen würde. Er fügte hinzu,



Der Kampf gegen den glatten Asphalt

In den Großstädten mit ihren asphaltierten Straßen nehmen die Verkehrsunfälle, die durch Glätte der Fahrbahn herbeigeführt werden, ständig zu. In Berlin ist man jetzt dazu übergegangen, um derartige Unglücksfälle möglichst zu beschränken, den Asphalt aufzuraufen. Auf eine besonders zusammengelegte Teermasse wird Kies gestreut; der Ueberzug trocknet sofort, so daß die Straße schon kurz nachher wieder passierbar ist. Wie es heißt, soll sich der neue Gleitschutz gut bewähren. — Unser Bild zeigt Arbeiter bei Auftragsung des Gleitschutzes.

Ausweisung Woldemaras aus Litauen?

Warschau. Der „Egprosz Poranny“ läßt sich aus Rowno berichten, daß die neue litauische Regierung angeblich beschloffen habe, Woldemaras auszuweisen. Aus Rowno liegt bisher keine Bestätigung dieser Nachricht vor.

Arbeitslosenversicherungsreform angenommen

Berlin. Im Reichstag wurde heute die Arbeitslosenversicherungsreform mit 238 gegen 155 Stimmen der Deutschen, Nationalen, Kommunisten, Nationalsozialisten und der Wirtschaftspartei bei 40 Enthaltungen der deutschen Volkspartei endgültig verabschiedet. Reichsarbeitsminister Brügel zog darauf das befristete Sondergesetz formell zurück, weil die im Aus-schluß aufrecht erhaltenen Bestimmungen dieses Gesetzes in das Hauptgesetz übernommen worden sind.

Die Fahne Aman Ullahs in Kandahar gehißt

London. Die Truppen General Nadir Khans haben den Streitkräften des Emirs Habib Ullahs in der Nähe von Kandahar eine ziemlich schwere Niederlage beigebracht. In Kandahar ist als Folge dieses Sieges Nadir Khan wieder die Fahne Aman Ullahs gehißt worden. Habib Ullah wird weiterhin durch den Mohman-Stamm bedrängt, der vom Osten her auf Kabul vormarschiert. Die Khosht-Stämme unterstützen Nadir Khan mit einer Anzahl von Leuten und haben ihm daneben größere Mengen von Waffen und Munition zur Verfügung gestellt.

Vorläufiges russisch-englisches Abkommen

London. Außenminister Henderson und der russische Botschafter Domgalewski haben am Donnerstag das Abkommen unterzeichnet, durch das die Form der Verhandlungen für die Wiederherstellung der englisch-russischen diplomatischen Beziehungen geregelt wird. Domgalewski wird sich nunmehr wieder nach Paris zurückbegeben.

Rätsel-Gate

A	A	A	A	D
D	D	E	E	E
E	E	E	E	E
G	L	L	L	L
N	N	N	T	U

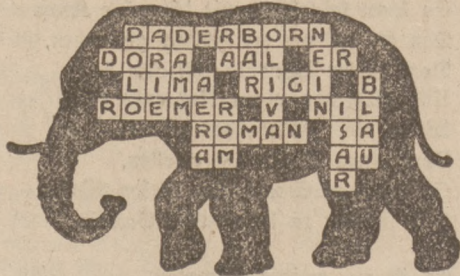
Magisches Quadrat

Vorstehende Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und die senkrechten Reihen gleichlauten und folgende Worte ergeben: 1. Vorweis, 2. Figur aus der Operette „Die Fledermaus“, 3. Waffe, 4. Name einer europäischen Königin, 5. ungari-scher Dichter.

Auflösung des Kreuzworträtsels

	R	A	T	T	E	
	E		R		R	
	I	D	A	H	O	
A	M	O	S		G	S
M		S		T	E	E
M	I	T	R	A		M
E		E		G	N	U
R	A	N	D		A	
	A	M	B	R	A	
	M		O		U	
	E	R	B	S	E	

Auflösung des Kreuzworträtsels



Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 416,1
Sonntag, 12,05: wie vor. 16,15: Kinderstunde. 18: Von Wina. 19,20: Lesestunde. 20,30: Abendkonzert von Warschau.
Warschau — Welle 1415
Sonntag, 12,05: Schallplattenkonzert. 16,15: Von Kattowitz. 17,25: Vortrag. 20,30: Abendkonzert. 22: Die Abendnachrichten und anschließend Tanzmusik.
Gleiwitz Welle 325. Breslau Welle 253
Allgemeine Tageseinteilung.
11,15: (Nur Wochentags) Wetterbericht, Wasserstände der Oder und Tagesnachrichten. 12,20—12,55: Konzert für Ver-luche und für die Funkindustrie auf Schallplatten. *) 12,55 bis 13,06: Neuerer Zeitzeichen. 13,06: (nur Sonntags) Mittagsberichte. 13,30: Zeitanzeige, Wetterbericht, Wirtschafts- und Tagesnachrichten. 13,45—14,35: Konzert für Ver-luche und für die Funkindustrie auf Schallplatten und Funkwerbung. *) 15,20—15,35: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht und Pressenachrichten

(außer Sonntags). 17,00: Zweiter landwirtschaftlicher Preisbericht (außer Sonntags und Sonntags). 19,20: Wetterbericht. 22,00: Zeitanzeige, Wetterbericht, neueste Pressenachrichten, Funkwerbung *) und Sportfunk. 22,30—24,00: Tanzmusik (ein-bis zweimal in der Woche).

*) Außerhalb des Programms der Schlesischen Funk-stunde A-G.

Sonntag, den 5. Oktober. 16: Stunde mit Büchern. 16,30: Unterhaltungsmusik. 17,30: Bild auf die Leinwand. 18,15: Zehn Minuten Esperanto. 18,30: Übertragung von der De-schen Welle Berlin: Hans-Bredow-Schule: Sprachkurse. 18,55: Heimatkunde. 19,20: Für die Landwirtschaft. Wettervorher-sage für den nächsten Tag. 19,20: Humor in der Musik. 20,19: Wiederholung der Wettervorher-sage für den nächsten Tag. 20,10: Schloffen hat das Wort. Das Bauwesen auf dem Lande. 20,25: Schläfing. 22,10: Die Abendberichte. 22,35—24: Tanzmusik.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Sonntag, den 13. d. Mts., nachmittags 5 Uhr, findet im Saale des Volkshauses ein „Bunter Abend“ statt. Da diesmal alle unsere Kulturvereine mitwirken, ist das Pro-gramm sehr reichhaltig. Eintrittskarten sind bereits zu 50 Gr. im Büro des D. M. B. erhältlich. — Da in nächster Zeit wieder Vorträge abgehalten werden, bitten wir alle unsere Freunde, um rechtzeitige Erneuerung ihrer Mitgliedschaft.

Veranstaltungskalender

Verband der Bergbauindustriearbeiter in Polnisch-Oberschlesien. Neudorf. Am Sonntag, den 6. d. Mts., vormittags 9 1/2 Uhr, findet eine Mitgliederversammlung bei Goreski statt. Die Ka-meraden werden ersucht, pünktlich und vollständig zu erscheinen.
Königshütte. Sonntag, den 6. d. Mts., vormittags 10 Uhr, im „Dom Ludowy“ Mitgliederversammlung. Referent zur Stelle.
Zalenz. Sonntag, den 6. d. Mts., vormittags 9 1/2 Uhr, bei Golczyk Mitgliederversammlung. Referent zur Stelle.

Programm der D. S. J. B. Königshütte.
Freitag, den 4. Oktober: Monatsversammlung.
Sonntag, den 5. Oktober: Bastelabend der Roten Falken.
Sonntag, den 6. Oktober: Heimabend.

Kattowiz. (Freidenker.) Am Sonntag, den 6. Oktober er., nachmittags 2 Uhr, findet im Zentralhotel in Kattowiz die außerordentliche Gesamtmittgliederversammlung statt. Tagesor-dnung: 1. Bericht von der Konferenz mit Schirdewahn, dem Ver-treter der Feuerbestattung, 2. Umgestaltung des Vereins, 3. Be-richt der Kassenrevisoren, 4. Anträge und Beschiedenes. Die Genossen werden ersucht, recht zahlreich zu erscheinen und auch die Bibliotheksbücher einzumischen. Der Hauptvorstand.
Königshütte. Achtung Radfahrer! Die Mitglieder-versammlung des Arbeiter-Radfahrervereins „Solidarität“ findet am Sonntag, den 6. d. Mts., vormittags 10 Uhr, im Bibliotheks-zimmer des „Dom Ludowy“, ul. 3. Maja 6, statt. Da die Tages-ordnung sehr wichtig ist, wird vollständiges Erscheinen der Mit-glieder erwartet. Sämtliche freien Radfahrer, die dem Verein noch fernstehen, sind herzlich willkommen.

Wipine. (Maschinenisten und Heizer.) Am Freitag, den 4. Oktober, nachmittags 1/5 Uhr, findet in unserem Ver-sammlungsort bei Morawick eine Mitgliederversammlung statt.

Wyslowitz. (Freiheit.) Sonntag, den 6. Oktober, um 4 Uhr nachmittags, findet im Vereinslokal Chylnski die Mo-natsversammlung statt. Da wichtige Punkte auf der Tages-ordnung stehen, ersuchen wir alle Aktiven und Inaktiven zu er-scheinen. Mitgliedsbuch ist mitzubringen. Um 5 Uhr findet die Gesangsübungsstunde statt.

Die große Mode

GEMALTE

KLEIDER, BLUSEN
BÄNDER, DECKEN
KISSEN usw.

FARBEN IN STIFTEN
FLASCHEN U. TUBEN
nebst Anleitung bei der

KATTOWITZER BUCHDRUCKEREI
U. VERLAGS-SPOLKA AKCYJNA

Die fleißige Frauen!

Das große Lehrbuch der Wäsche. Die beste Anleitung zur Herstellung der Wäsche. 1000 Abb. und 285 Schritte.
Das Buch der Haus-schneiderin. Merkwürdig für Lernende, Lehrende und im Schneider-Gewerbe.
Das Buch der Puppen-kleidung. Erläutert die Selbstherstellung aller Ar-ten von Puppen. Schritte sind beigelegt.
Das Stricken u. Häkeln von Jacken, Mägen u. Schals, in groß. Schnittb-g.
Das Filz-buch. Leber-Plas-bef, fern, prall, Lindern usw. Ausdrückliche Vorzeichen umwand.



Überall erhältlich, auch durch Nach-n vom Verlag Otto Beyer, Leipzig

CENTRAL

ANGENEHMER FAMILIEN-AUFENTHALT

GESELLSCHAFTS- UND
VERSAMMLUNGS-
RÄUME VORHANDEN

GUTGEPFLEGT
BIERE U. GETRÄNKE
JEDLICHER ART
VORTREFFLICHER
MITTAGSTISCH
REICHHALTIGE
ABENDKARTE

KATOWICE, DWORCOWA (BAHNHOFSTR.) 11

TREFFPUNKT ALLER GEWERKSCHAFTLER
UND GENOSSEN

UM GEFALLIGE UNTER-
STÜTZUNG BITTET
DIE
WIRTSCHAFTSKOMMISSION
L. A.: AUGUST DITTMER

KANOLD
SAHNENBONBONS

von unübertrefflicher Güte

Zu haben in Zuckerwaren-Handlungen

General-Vertreter Jgnacy Spira
Kraków, Poselska 22.



Jede Anzeige findet durch diese Zeitung den besten Erfolg



MAN VERLANGE
DRUCKMUSTER UND
VERTRETERBESUCH

DRUCKSACHEN

FÜR HANDEL UND GEWERBE
INDUSTRIE UND BEHÖRDEN
VEREINE UND PRIVATE
IN DEUTSCH UND POLNISCH

BÜCHER, BROSCHÜREN, ZEITSCHRIFTEN, FLUGSCHRIFTEN
PLAKATE, PROSPEKTE, WERBEDRUCKE, KUNSTBLÄTTER
WERTPAPIERE, KALENDER, DIPLOME, KARTEN, KUVERTS
ZIRKULARE, BRIEFBOGEN, RECHNUNGEN, PREISLISTEN
FORMULARE, PROGRAMME, STATUTEN, ETIKETTEN USW.

KATOWICE, KOŚCIUSZKI 29 - TEL. 2097